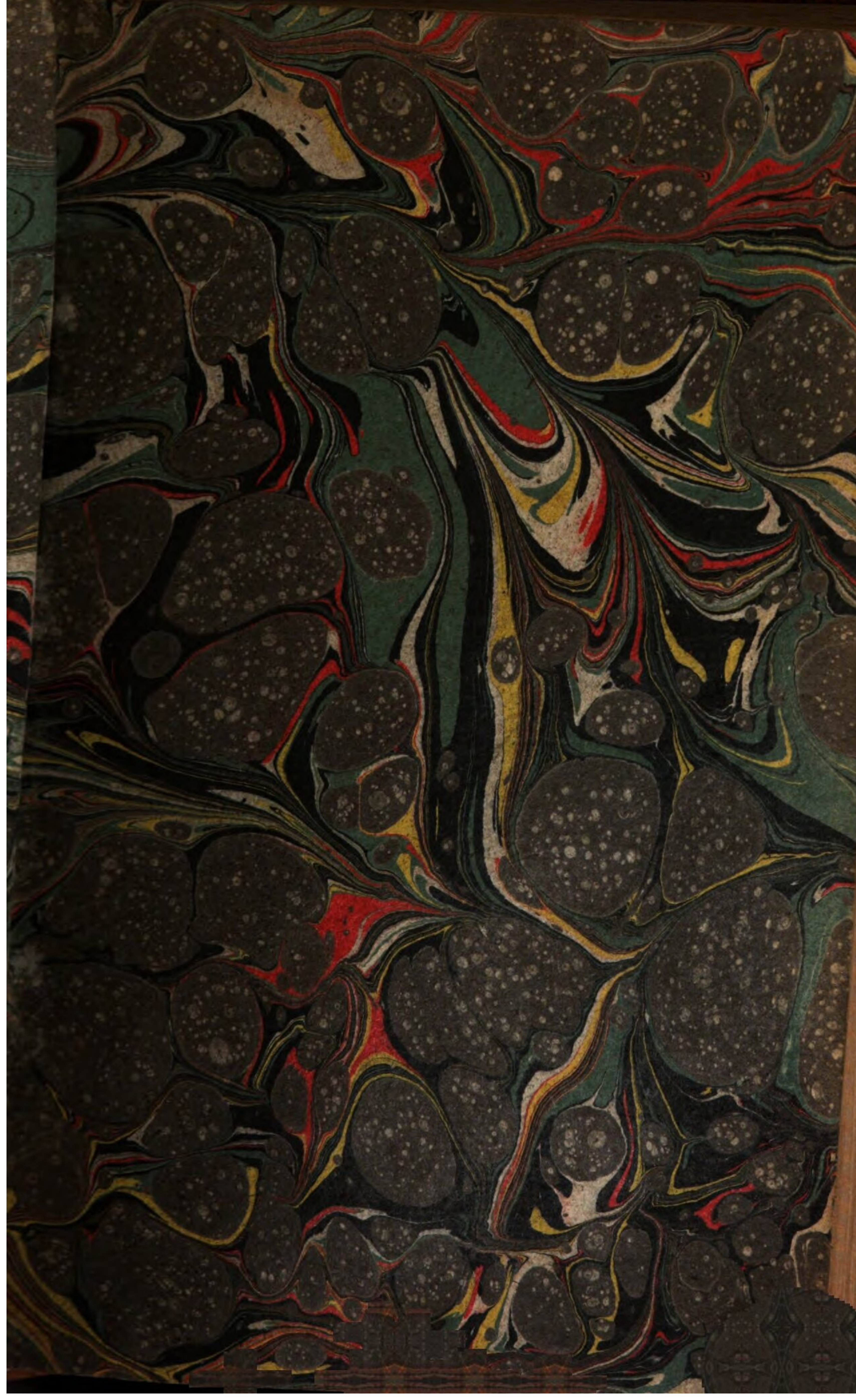








Opp.

459

(11, 1)

<36634146880014

<36634146880014



Bayer. Staatsbibliothek

J. J. ENGELS
SCHRIFTEN.

ELFTER BAND.



POETIK.

BERLIN 1806.

IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

Wb/49/899

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Diese *Poetik*, oder „Theorie der Dichtungsarten,“ erschien zum erstenmal 1783, Berlin und Stettin, bei Fr. Nicolai. Sie hatte damals eine *Zueignungsschrift* an den Herzog Peter von Curland, unterzeichnet: Berlin am 13 Jänner 1783. Dafs der Verfasser nie Musse oder Laune fand, diesem *Ersten Theile* den versprochenen *Zweiten* folgen zu lassen, wird Jeder schmerzlich bedauern, der auch nur dessen „Vorrede“ liest. — Zum andernmal erschien dieses Werk nach des Verfassers Tode, ebendasselbst 1804, mit einer hinzugefügten Vorrede des Verlegers Hrn Nicolai. — Bei dem gegenwärtigen Abdruck ist so verfahren worden, wie überall in dieser Sammlung von Engels Schriften. Die vielleicht itzt minder bekannten, gar zu kurzen Anführungen sind geuauer nachgewiesen. Aber die aus den Dichtern eingerückten Stellen hat man nicht verändern wollen;

weil Manchen es lieb sein dürfte die älteren Lesearten wieder zu finden, auch Engel selbst zum Theil die neuern Ausgaben der Verfasser vor sich hatte und dennoch jene frühern Lesarten wählte.

Da der gegenwärtige Band so sehr viel stärker, als jeder andere der Schriften, werden mußte: so ist, um die Gleichheit beim Einbinden möglich zu machen, eine *Abtheilung* getroffen worden. Von den zu dem Ende beiliegenden kleinern (sogenannten Schmutz-) Titeln kömmt der erste gleich hinter dieser Nachricht; der andere, vor Seite 223. Der Haupttitel vor der Vorrede des Verfassers ist von dem Titelblatt der ersten Auflage von 1783 genommen.

ENGEL'S
T H E O R I E
DER
DICHTUNGSARTEN.

ERSTE ABTHEILUNG:

HAUPTSTÜCK I—5.

ANFANGSGRÜNDE
EINER
THEORIE
DER
DICHTUNGSARTEN
AUS
DEUTSCHEN MUSTERN
ENTWICKELT.

ERSTER THEIL.

AND A HISTORY OF

THE

REIGN OF

CHARLES THE FIRST

BY

JOHN RICHARDSON

OF THE MIDDLE TEMPLE

ESQ.

LONDON

Printed by J. Sturges, in Pall-mall

1704

V O R R E D E.

Es wird vielleicht sonderbar scheinen, daß ich die Theorie der Dichtungsarten, wovon ich hier einen nur so unvollkommenen Anfang liefere, nicht lieber aus Griechischen und Römischen, als aus Deutschen, Mustern habe entwickeln wollen. Denn jene Muster sind doch immer die frühern, und werden einhellig von allen Nationen als vortrefflich erkannt; auch ist das was wieder unter ihnen das Vortrefflichste ist, schon so ausgesondert, daß ich mir

fast alle Mühe des Sammelns und Auswählens hätte ersparen können. In der That hätte ich mir diese Mühe äußerst gern erspart; denn Werke der Dichtkunst, wenn ich die vortrefflichen eines *Wieland* und weniger Andern ausnehme, haben schon lange aufgehört meine Lieblingslectüre zu seyn.

Allein die Veranlassung dieses Werks, die ich kürzlich erzählen will, ließ mir in diesem Stücke keine Wahl übrig: ich mußte mich allein auf *deutsche* Dichter einschränken. Ich erhielt nemlich den Auftrag, außer dem philosophischen Unterricht, der mir zugetheilt war, auch eine Anleitung zur geschmackvollen Lesung der besten vaterländischen Dichter zu geben; denn man erkannte sehr wohl, wie wichtig

die Bildung des Geistes und Geschmacks durch Werke der Muttersprache sei; da die künftige Nützlichkeit des Studirenden für sein Vaterland hauptsächlich davon abhängt, wie richtig und kräftig und fein er in der Sprache seines eigenen Volkes denkt und sich ausdrückt. Ich sah mich also nach einer Sammlung von auserlesenen Stücken aus deutschen Dichtern um; allein ich fand keine, die mir zu meiner Absicht gefallen hätte. Einige der Sammler hatten sich bloß auf gewisse Gattungen der Dichtkunst, oder auch auf gewisse Zeiten und Provinzen eingeschränkt; Andre hatten bloß für Kinder, wieder Andre nicht mit genug, oder auch mit zu viel Geschmack gesammelt. Denn ich wünschte eine

Sammlung nicht bloß von Beispielen des Guten, die ich loben, sondern auch des Schlechten, die ich tadeln könnte. Ich erinnerte mich des *Ismenias* von Theben, der seine Schüler nicht immer nur vortreffliche, sondern mitunter auch schlechte Flötenspieler hören ließ, um sie für die Schönheit des Vortrags durch das Fehlerhafte desto empfindlicher zu machen, und wenn er ihnen gesagt hatte: So muß man spielen! ihnen auch sagen zu können: So muß man *nicht* spielen! *) —

Mein erster Gedanke war also bloß, eine eigne Sammlung herauszugeben, die meinen Absichten mehr als die schon vorhandenen entspräche. Die

*) Man s. *Plutarch* im Leben des Demetrius, zu Anfange.

Ordnung, nach welcher ich die gewählten Stücke reihen wollte, war leicht gefunden: ich beschloß, sie nach den verschiednen Dichtungsarten zu reihen. Aber, außer dem Ekel den ich bald bei dieser Arbeit empfand, ward es mir, während des Sammelns, immer einleuchtender: wie unphilosophisch man bisher bei Bestimmung der Dichtungsarten verfahren; wie man ganz verschiedne Gründe der Eintheilung durch einander geworfen, zufällige für wesentliche gegriffen, sich bei Bestimmung der Gattungen bloß auf das eingeschränkt wovon man bei den Alten Beispiele fand, Manieren einzelner Dichter zu Regeln gemacht, nirgend bis zu allgemeinen deutlichen Begriffen hinaufgestiegen, wichtige Un-

tersuchungen fast gar nicht berührt, und durch alle diese Fehler zur Verachtung der Theorie und Kritik nur allzuviel Grund gegeben. Ich faßte den Entschluß, diesen Hauptmängeln der Kritik durch einen fortlaufenden, zwischen die Beispiele eingestreuten, Discurs, nach meiner besten Einsicht, abzuhelpen; allein ich fand es unmöglich, diesen speciellern Theil der Dichtkunst zu bearbeiten, ohne zugleich von dem allgemeineren Theile, der das Wesen des Gedichts überhaupt und Alles was dem anhängt entwickelt, wenigstens das Vornehmste mitzunehmen. Doch wollt' ich das nur gelegentlich einstreuen, und es weniger vollständig vortragen, weil ich den Zuhörer, wenn er künftig einst tiefer in die

Materien eindringen wollte, schon auf Schriften verweisen konnte, in denen Licht und Bestimmtheit herrschte. Auch hielt ich diese allgemeinere Theorie für zu schwer, und den Fähigkeiten meiner in die Philosophie noch nicht eingeweihten Schüler zu wenig angemessen. Eben deswegen habe ich mich fürs erste in dem was ich davon beigetragen, noch nicht mit aller Genauigkeit und Schärfe ausgedrückt; ich habe z. B. lieber „Lebhaftigkeit“ als sinnliche Vollkommenheit gesagt, weil mir dieser Begriff, wenigstens bis nach gewissen Entwicklungen, die erst im zweiten Theile folgen sollen, noch allzufein schien. Jene speciellere Theorie, glaubte ich, würde sich klarer und faßlicher vortragen lassen; aber

meine Hoffnung, wie ich mitten in der Arbeit gewahr ward, betrog mich.

Es war nur noch die Art des Vortrags zu wählen; und ich wählte die *analytische*: theils, weil ich in ihr die Gründe meiner Erklärungen und Eintheilungen am besten vorlegen konnte; theils, weil ich sie bei allem Unterricht in der Philosophie — und was ist *Dichtkunst* anders, als ein abgerissener *Theil der Seelenlehre*? — für besser und bildender als die gewöhnliche halte. Man hat mir gegen das Lob, das ich schon sonst dieser Lehrart ertheilt, eine Einwendung gemacht, von der ich gestehen muß, daß ich sie nicht begreife. Man glaubt, daß die Wahrheiten sich bei dieser Lehrart dem Gedächtniß nicht so gut, wie

bei der gewöhnlichen einprägen. Ich sollte denken: besser; eben weil sie hier mehr mit dem Verstande gefaßt werden, und der Lehrling um so größeres Interesse an ihnen gewinnt, je länger und je mühsamer er sie hat suchen müssen. Allein gesetzt auch, sie entfielen dem Gedächtniß wieder; ist denn der eigentliche Hauptzweck des philosophischen Unterrichts der, daß man das Gedächtniß fülle, oder der, daß man den Scharfsinn erhöhe? Der Schüler der Philosophie ist ein junger Künstler, nicht ein angehender Kaufmann, und der philosophische Hörsaal ist ein Übungs-, nicht ein Marktplatz wo Waaren verhandelt werden. Alles was man daraus mitnehmen soll, ist Fertigkeit in der Kunst zu

entwickeln. Oder, wie ich einst einem Freunde diesen Einwurf beantwortete: der junge Schüler der Philosophie ist ein angehender Virtuose; und die Schule oder Universität, sein Italien. Er reist nicht hin um Musikstücke einzukaufen: das überläßt er Breitkopf, dem Notenhändler; er reist hin, um berühmte Meister zu hören, und Geschmack und Manier zu bilden. Dieses und jenes vortreffliche Stück sucht er freilich wohl gelegentlich zu erhaschen; aber wenn er auch keines erhascht, oder wenn ihm auch sein Coffer voll Musikalien auf den Alpen verloren geht, so hat er darum nicht den Zweck seiner Reise verfehlt.

Ich behielt also meine Lehrart, mit der Überzeugung von ihrer Zweckmä-

lsigkeit und ihren überwiegenden Vortheilen, auch in der Dichtkunst bei, entwickelte alle Begriffe aus gewählten Beispielen, fing mit den gewöhnlichen unvollkommnern Begriffen an, und suchte sie, nach und nach, sowie sich die Gelegenheit darbot, immer mehr aufzuklären und zu berichtigen. Man vergleiche z. B. die beiden letzten Hauptstücke dieses ersten Theils, mit dem zweiten Hauptstück. Die Begriffe von Materie und Form, die in diesem zweiten Hauptstück nur noch verwirrt hingeworfen wurden, werden hier in größeres Licht gesetzt, und, wie ich mir schmeichle, bis zur völligen Deutlichkeit entwickelt.

Wenn man glaubt, daß die Vortheile die ich von der analytischen

Methode rühme, vielleicht nur Vorwand sind, und daß ich wohl eigentlich nur das Leichtere und Bequemere gesucht habe; so thut man mir Unrecht. Wahrlich! ich hätte für meine Trägheit nicht ärger, als eben durch meine Wahl, bestraft werden können. Was man aus seinem Nachdenken am leichtesten mitbringt, und also am leichtesten wiedergiebt, sind die Resultate mit ihren hauptsächlichsten Gründen; was beim Wiedererinnern Mühe und beim Aufschreiben Noth macht, ist die ganze Reihe der oft so feinen, oft so schnellen Operationen, wodurch die Seele die Gründe fand und die Resultate entwickelte. Ja, wenn es nur noch genug wäre, der treue Geschichtschreiber seines eigenen

nen

nen Denkens zu seyn! Man ermüdet den Leser unausbleiblich, wenn man sich hier zu genau an die Wahrheit hält; wenn man ihn auch diejenigen Wege durchführt, von denen man selbst wieder umkehren mußte; oder da wo man durch einen weitläufigen beschwerlichen Umweg zum Ziel gekommen war, ihn diesen ganzen Umweg mitmachen läßt, ohne seitwärts in kürzere und angenehmere Fußsteige auszubeugen. Der analytische Schriftsteller, wenn er sich der ausdaurenden Aufmerksamkeit des Lesers versichern will, muß mitten im Philosophiren ein wenig den Dichter spielen: er muß die wahre Folge seines Raisonnements wie eine Natur behandeln, die bei der Nachahmung nicht immer

nur copirt, auch verschönert seyn will; er muß sehr oft einen künstlichen Gang dem wahren substituiren, und doch diesen Gang so ebenen, so sanft sich schlängeln lassen, so treffend zum Ziele hinrichten, daß wir der Kunst nicht gewahr werden. Ob ich in dem Bestreben dieses zu thun, überall oder auch nur meistens glücklich war, müssen mir meine Leser sagen; ich selbst kann nichts weiter sagen, als daß ichs gewollt habe: und wie sehr ich dadurch meine Arbeit erschwert und verlängert, läßt sich begreifen.

Da meine Schrift noch nicht vollendet ist; so finden sich in diesem ersten Theile, eben um der gewählten Methode willen, noch manche mangelhafte und verworrene Begriffe, über die man

mich hoffentlich nicht zur Rede setzen wird, weil es sich fragt, ob ich nicht künftig auf sie zurückkommen, und sie von den Fehlern die ihnen itzt noch ankleben, reinigen werde. So werd' ich z. B. erst künftig den falschen Eintheilungsgrund rügen, dessen bei Gelegenheit des Hirtengedichts gedacht wird: ich werde zeigen, daß Gegenstand, Classe von Gegenständen, Welt, wie man sich ausdrücken will, ganz und gar nicht in die Theorie der Dichtkunst gehöre, weil sie schlechterdings keine Gränzen haben würde, wenn man das Besondre aller der Arten von Gegenständen, die sich poetisch bearbeiten lassen, mit hineinziehen wollte. An die Stelle dieses falschen Eintheilungsgrundes aber wird

ein anderer treten, und erst da werden die wichtigen Lehren von dichterischer Wirkung, Natur, Wahrheit, Moralität u. s. w. ihre Stelle finden.

Einen der beträchtlichsten Fehler meines Buchs, den ich schon oben undeutlich angab, will ich lieber ganz frei heraus bekennen, und mich eben dadurch der Verzeihung meiner Leser versichern. Dieser Fehler ist die Ungleichheit des Tons, der in den erstern, und (wie ich hoffe) auch hie und da in den mittlern und letztern Hauptstücken leicht und faßlich, und dann mitunter wieder so schwer ist, daß er selbst spitzfindig scheinen könnte. Oft schreibe ich die ersten Anfangsgründe für Jünglinge, und dann wieder Subtilitäten für Männer. Eben

weil ich diese Unschicklichkeit mitten im Werke gewahr ward, lagen die ersten elf Bogen, die ich nach und nach abdrucken liefs, schon seit fünf Jahren unvollendet, und ich würde gern das ganze Buch unterdrückt haben, wenn ich es vor dem Verleger hätte verantworten können. Doch ist die Schuld weniger mein, als der Materie; mein nur insofern, daß ich den zu feinen und für Anfänger zu schweren Materialien nicht lieber auswich. Allein ich hätte in diesem Fall zwei Bücher schreiben müssen, wozu ich mich wenig aufgelegt fühlte: denn, wie ich schon berührt habe, so sind alle zum speciellern Theil der Dichtkunst gehörige Grundbegriffe, und auch einige Punkte des allgemeineren Theils, noch

in keinem mir bekannten Werke deutlich entwickelt, und ich hätte nicht gewußt, worauf ich Lehrer und Leser, zur Rechtfertigung meiner Änderungen im Gebäude der Theorie, oder worauf ich auch den bessern Schüler, zu weiterm Unterricht, hätte hinweisen sollen.

Mag doch der Lehrer, der sich des Werkchens etwa bedienen will, Untersuchungen, wie die allgemeinen über Materie und Form, überschlagen, und sich desto länger bei den Kritiken der gegebenen Beispiele und bei den besondern Regeln jeder Dichtungsart verweilen, die ich in einigen Hauptstücken nur ganz kurz zusammengedrängt, und wovon ich nur die Principien umständlicher entwickelt

habe *). Das Nehmliche wird sich mit einigen Puncten aus dem allgemeinen Theile der Dichtkunst thun lassen, in deren Untersuchung ich mich deswegen

*) Da diese Vorrede schon zum Drucke fertig ist, lese ich die Ankündigung eines neuen Lehrgebäudes der schönen Wissenschaften von Hrn Professor *Eschenburg* in Braunschweig. Die bekannte Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit dieses Mannes verspricht uns etwas vorzüglich Gutes; und so wird ohne Zweifel der Lehrer Recht haben, wenn er das Buch meines Freundes dem meinigen vorzieht. — (Diese „Theorie und Literatur der schönen Redekünste“ von Hrn *Eschenburg* ist im gegenwärtigen Jahr 1805 zum drittenmal erschienen. Auch hat der nehmliche Verfasser, was Engel 1783 — man s. vorher S. vii — wünschte, von 1788 bis 1795 geliefert, nehmlich eine „Beispielsammlung“ zu seiner Theorie, aber freilich nicht bloß aus deutschen Dichtern. *D. H.*)

einliefs, weil ich in den besten theoretischen Werken die wir haben, noch keine völlige Befriedigung darüber fand. Dahin gehört vornehmlich die Untersuchung über das was sich mit der Sprache zur Anschauung bringen läfst, und was also der Dichter einzig soll beschreiben wollen. Ich fand hierüber nicht das Wahre im *Laokoon*, und nicht das Vollständige im *Ersten kritischen Wäldchen*: einem Buche, das ich übrigens für eins der trefflichsten Stücke Kritik halte, die je sind geschrieben worden.

Eine ähnliche Ursache hat mich hie und da auch über einige ganz specielle Punkte, die bei den verschiedenen Dichtungsarten vorkommen, ein wenig schwatzhaft gemacht. So z. B. in dem

Hauptstück von dem Hirtengedichte. Der *Schlegelsche* so unbedeutende Einwurf gegen die Erklärung in den Literaturbriefen war bereits in der N. Bibl. der Schönen Wissensch. beantwortet *). Allein es war noch ein anderer mehr scheinbarer Einwurf übrig;

*) *Mendelsohns* Erklärung des Schäfergedichts steht in den Literaturbriefen, Th. 5, Br. 86. Hier kam der Ausdruck: „kleine Gesellschaften“ vor; wofür Engel itzt (S. 111) bestimmter sagt: „gesittete Menschen, die noch in keinen Staat zusammengetreten sind.“ — *Joh. Adol. Schlegel*, gegen dessen Anmerkungen zum Batteux (2te Auflage, 1759) die Erinnerungen in den Literaturbriefen gerichtet waren, bestritt nun wiederum (in seinem Batteux, 3te Auflage, 1770) die dort gegebene Erklärung; welche dagegen der Rezensent in der Leipziger N. Bibl. d. Sch. Wissenschaften, Bd 12 St. 1 S. 77 folg., vertheidigte. *D. H.*

dieser nemlich: wie die moralische Güte der Empfindungen und Leidenschaften, die doch Jeder von dem Hirtengedicht fordert, aus dem Begriff des verschönerten Gemäldes der kleinen Gesellschaften fließe. Ich fand diese Frage bei einem unserer kritischen Schriftsteller; allein die Antwort darauf fand ich nirgend: und doch schien mir die Frage der Beantwortung nicht unwerth, weil sie, auch bei der richtigsten Bestimmung des Begriffs der kleinen Gesellschaften, übrig zu bleiben scheint, und man nicht so unmittelbar einsieht: warum selbst der Erfinder der bestrittenen Erklärung einen sanften und ruhigen Ton von dem Hirtendichter fordert. Ich schmeichle mir, alle Schwierigkeit gehoben, und

die Regel aus der Erklärung selbst bis zur Befriedigung entwickelt zu haben.

Das was ich oben den Lehrer der Jugend zu überschlagen bat, bitte ich jetzt den Kenner, in meinem Werkchen ausdrücklich aufzusuchen; es ist das Einzige, was ihn darin vielleicht interessiren kann. Wenigstens mich interessirt es unendlich, sein Urtheil zu hören, und wo ich geirrt habe, Zurechtweisung von ihm zu erhalten. — Einen andern angenehmen Dienst würde man mir erzeigen, wenn man mir hie und da bessere Beispiele des Guten und Schlechten nachwiese, als mir mein Gedächtniß oder eine oft mit Unmuth abgebrochene Lectüre an die Hand geben wollte. Bei einer neuen Auflage, die ja so manches, vielleicht

noch mittelmäßigere, Buch erlebt, würd' ich sicher Gebrauch davon machen. Nur bitte ich, mich nicht in dem Verdacht zu haben, als ob ich wirklich schlechte Stücke für schön hielte, weil ich sie als Beispiele zu den gegebenen Begriffen hingesezt, und ihrer Fehler mit keiner Sylbe gedacht habe. Es war mir genug, wenn sie nur das zeigten was sie zeigen sollten; und übrigens konnt' es mir zuweilen lieb seyn, wenn ich den Schüler zu eigner Beurtheilung veranlafte, und seinen Geschmack auf die Probe stellte. So ist die *Schlegelsche* Fabel S. 60 in der That eine zusammengesetzte Fabel, und zum Beispiele um so geschickter, da hier Bild und Gegenbild in allen einzelnen Zü-

gen einander genau entsprechen, und sogar in beiden Erzählungen einerlei Reime beibehalten worden. Übrigens ist sie freilich äußerst matt und langweilig erzählt, aber sie steht hier auch nur als Beispiel einer zusammengesetzten, nicht einer schönen Fabel.

Indem ich von der Fabel rede, erinnere ich mich an das was ich meinen Freunden zu danken habe. Dem jetzt verewigten *Lessing*, wie ein Jeder leicht wahrnehmen wird, das ganze Hauptstück von der Fabel; einem der Mitarbeiter an den Literaturbriefen — oder warum sollt' ich den würdigen vortrefflichen Mann nicht lieber mit Namen nennen? — Hrn *Mendelssohn* den Begriff der Idylle, und was für mich noch weit wichtiger war, den

Begriff des lyrischen Gedichts. Indem ich über das was er von dem besondern Ideengange in diesem Gedichte sagt *), weiter nachsann, entdeckte ich, daß überhaupt die Ideenordnung der wahre Begriff der Materie, als des ersten Eintheilungsgrundes der Dichtungsarten, wäre; und indem ich noch weiter nachsann, fand ich, wie viel auch die allgemeine Theorie von den Formen durch diese Lehre gewönne. Gespinnst und Gewebe selbst sind also zwar mein; aber die Flocke, aus der ich spann, gehört meinem Freunde:

*) Von der *Idylle* sehe man den in voriger Note angeführten Br. 86 der Literaturbriefe. Von der Ordnung in welcher die Gedanken bei der *Ode* folgen, spricht Mendelssohn: Bd 17, Br. 275 zu Anfang.

und wer weiß, ob ihm nicht Manches auch noch von dem Übrigen zukäme, wenn wir nicht das Unsrige, bei verschiednen über diesen Gegenstand gepflogenen Gesprächen, so durch einander geworfen hätten, daß wir es schwerlich wieder herausfinden mögten. Es ist mit den Wahrheiten, wie mit den Münzen: sie lassen sich nur am Gepräge erkennen; und wo also dieses abgegriffen ist — wie es sich denn an den Wahrheiten im Gespräch so leicht abgreift — da weiß man nicht mehr, von wem sie geschlagen worden. Die Materie ist überall die nehmliche, wenn anders die Münze echt ist: Gold oder Silber.

Wie bald der zweite Theil diesem

ersten folgen mögte, kann ich nicht sagen. Ich habe der poetischen Lectüre fürs erste satt, und weiß noch nicht, wie bald ich genug Entschliesung haben werde mich von neuem darauf einzulassen. Der wichtigen Materien sind freilich noch die Menge zurück; aber einen großen Vortheil muß ich doch in diesem ersten Theil schon einigermaßen erreicht haben, oder ich habe meine vornehmste Absicht verfehlt. Sie war nemlich die: der Verwirrung in den Haupteintheilungen abzuhelpen, überall bis zu allgemeinen Grundbegriffen hinaufzusteigen, das Genie mit seiner Arbeit nicht bloß auf gewisse Fächer einzuschränken, und noch vielweniger ihm die eigenthümliche Manier dieses
oder

oder jenes alten Meisters zum Gesetz zu machen. Eine solche Erweiterung der Theorie war schon einmal meine Absicht, als ich die Gedanken über *Handlung Gespräch und Erzählung* für die Neue Bibliothek der Schönen Wissenschaften schrieb *); doch hatte ich damals die wesentlichsten Begriffe noch nicht hinlänglich entwickelt. — Wenn man mich zuweilen auf Ideen ertappen sollte, die aus jenem Journale entlehnt sind **); so halte man

*) Bibl. Bd 16; itzt — und noch weiter ausgeführt, und anders geordnet — im 4ten Bande dieser Schriften gedruckt: von Seite 101 an.

**) Z. B. aus der Rezension von Ramlers Lyrischen Gedichten (in der Bibl. Bd 14. 15), von Diderot's *Contes moraux* (Bd 15. 16): welche Ideen theils in diese Poetik verwebt

mich darum für keinen Plagiarius: ich habe meines Wissens Niemand anders damit beraubt, als mich selbst.

sind, theils in andere Abhandlungen, namentlich Bd 4 u. s. w.

INHALT

DES ERSTEN THEILS.

	Seite
ERSTES HAUPTSTÜCK. Von dem Gedicht überhaupt.	I
ZWEITES HAUPTSTÜCK. Von den verschiedenen Dichtungsarten. . . .	25
DRITTES HAUPTSTÜCK. Von der Fabel.	43
VIERTES HAUPTSTÜCK. Von der Idylle.	94
FÜNFTES HAUPTSTÜCK. Von dem Lehrgedicht.	146
SECHSTES HAUPTSTÜCK. Von dem beschreibenden Gedicht.	223

	Seite
SIEBENTES HAUPTSTÜCK. Von der Handlung.	307
ACHTES HAUPTSTÜCK. Von dem lyrischen Gedicht.	443
NEUNTES HAUPTSTÜCK. Von den Formen des Gedichts.	533

ERSTES HAUPTSTÜCK.

Von dem Gedicht überhaupt.

Der beste Weg, sich von einer Sache einen bestimmten Begriff zu machen, ist der, daß man sie mit ihrem Gegentheil vergleiche. Der *Poesie* steht die *Prosa* entgegen; und um also einen richtigen Begriff von jener herauszubringen, müssen wir sie mit dieser zusammenhalten. — Jedermann fühlt, daß es Poesie ist, wenn Gleim singt:

Vom sternenvollen Himmel sahn
Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog, bei Sternenklang,
Der beiden Heere Krieg;
Er wog, und Preussens Schale sank,
Und Östreichs Schale stieg.

Und daß es Prosa ist, wenn der Geschichtschreiber erzählt: „Der König nahm so weise Maßregeln, und griff die Feinde so vortheilhaft an, daß er, ungeachtet ihrer großen Überlegenheit, einen vollkommenen Sieg erhielt.“

Was macht nun aber jenes zur Poesie und dieses zur Prosa? Kein Unterschied zwischen beiden Stellen fällt sichtbarer in die Augen, als daß in der einen ein bestimmtes *Sylbenmaß* ist, in der andern nicht; daß die eine *gereimt* ist, die andere nicht. — Sollten denn aber Sylbenmaß und Reim wirklich den einzigen, oder nur den Hauptunterschied machen? Wir wollen sehen. — Der sonst vortreffliche Hagedorn singt:

GEDICHT ÜBERHAUPT. 3

Was ist die Weisheit denn, die Wenigen gemein?

Es ist die Wissenschaft, in sich beglückt zu seyn.

Was aber ist das Glück? Was alle Thoren meiden:

Der Zustand wahrer Lust und dauerhafter Freuden;

Empfindung, Kenntniß, Wahl der Vollenkommenheit,

Ein Wandel ohne Reu, und stete Fertigkeit,

Nach den natürlichen und wesentlichen Pflichten

Die freien Handlungen auf Einen Zweck zu richten.

Hier ist auch Sylbenmaß und Reim; und doch wird jeder Leser von Geschmack die Stelle tadeln: er wird die Verse zu *prosaisch* finden. Hingegen, wenn Gerstenberg sagt: „Trage mich auf deinen kühlenden Flügeln, schneller Boreas, nach Cypern hin, wo Bacchus neue nektarische Reben pflanzt!“ so ist hier zwar mehr als

gewöhnlicher Wohlklang, aber es findet sich weder Sylbenmaß noch Reim; und gleichwohl ist die Stelle poetisch. Auch führt die Sammlung, woraus sie genommen ist, den Titel: *Prosaische Gedichte*.

Wir werden also noch andere Merkmale aufsuchen müssen: und da fällt nun wieder kein Unterschied deutlicher in die Augen, als daß die poetischen Stellen *Er-dichtung*, die prosaischen lauter *Wahrheit* enthalten. In der Gerstenbergischen finden wir Wesen genannt, die nirgend als in der Einbildung der Dichter existiren: Bacchus und den beflügelten Boreas; in der Gleimischen sind zwar die aufgeführten Wesen alle wirklich, aber die ihnen beigelegten Handlungen sind erfunden. Die Hagedornische Stelle dagegen enthält nichts als philosophische, sowie die andere, die wir der Gleimi-

schen entgegengesetzten, nichts als historische Wahrheit. — Das Wesen der Poesie scheint demnach in der Erdichtung, der Prosa in der Wahrheit zu liegen; und die griechische sowohl als die deutsche Etymologie der Wörter *Poesie* und *Gedicht* scheint diesen Begriff zu bestätigen.

Aber auch dieses Merkmaal kann noch nicht hinlänglich seyn; denn wenn nun ein falscher Zeuge vor Gericht eine ganze Erzählung ohne allen Grund der Wahrheit ersinnet: ist er darum ein Dichter? Oder ist jede Heiligenlegende, jedes Koboldmährchen ein Gedicht, weil Wesen der Einbildung darin vorkommen? — Und wie, wenn es Poesie gäbe, die ein jeder dafür erkannte, und die gleichwohl nichts als wahre Empfindungen in wahren wirklichen Situationen ausdrückte? Haller singt bei dem Tode seiner Mariane:

Wie oft, wenn ich dich innig küfste,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie, wenn ich sie verlassen müfste?
Und heimlich folgten Thränen nach.

Diese so empfindungsvolle Stelle ist gewifs nicht prosaisch; und doch enthält sie, wie man dem Dichter leicht glauben kann, nichts als Wahrheit.

Also zum dritten Unterschiede, der in den obigen Stellen sichtbar ist! Dieser besteht darin: daß die poetischen *ungewöhnlichere Wörter*, wie: Sternenklang, nektarische Reben; fremde und eigene Wortfügungen:

Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held;

kühnere Metaphern: Gott wog den Krieg beider Heere; häufigere Epithete, wie: kühlender Flügel, schneller Boreas, sternenvoller Himmel, enthalten; mit einem

Worte, daß sie im *Ausdrucke* weit voller, glänzender, enthusiastischer sind, als die ganz simpeln und schmucklosen prosaischen. — Aber auch dieses Merkmaal kann wohl nicht hinlänglich seyn; denn die zuletzt angeführte Hallerische Stelle ist im Ausdruck desto ungeschmückter und einfältiger, und ist gleichwohl poetisch.

Demungeachtet fühlt man, daß in jedem dieser Merkmale, obgleich keines den Begriff erschöpft, ja obgleich jedes einzeln wegseyn kann, etwas zur Poesie Gehöriges liege. Reim und Sylbenmaß machen noch kein Gedicht aus; aber gleichwohl gehören beide *nur* für den Dichter. Nicht zu jedem Gedichte wird Erdichtung erfordert, und nicht jede Erdichtung ist Poesie; aber gleichwohl ist es unläugbar etwas Poetisches, zu erdichten. Nicht in jedem Gedichte darf der

Ausdruck glänzend und prächtig seyn; aber gleichwohl ist ohne Zweifel so ein Ausdruck poetisch. — Alles kömmt also darauf an, daß wir das *Allgemeinere* finden, das in jedem dieser Merkmaale begriffen ist: denn dieses Allgemeinere muß das Wesen der Poesie enthalten. Am besten, daß wir zu dieser Untersuchung das Merkmaal des Reims und des Sylbenmaasses wählen, weil diese dem Gedicht allein eigen sind, und schlechterdings nicht für die Prosa gehören.

Aber der *Reim* findet sich nur in den neuern, und auch bei weitem nicht in allen neuern Gedichten. Die Römer und Griechen reimten nie, und auch Kleists Frühling, Klopstocks Messias, viele Oden von Ramler, sind ohne Reim geschrieben. Wir lassen daher auch den Reim lieber weg, und bleiben bloß bei dem *Sylbenmaass*.

Was kann man also davon gehabt haben, daß man sich den Zwang auferlegt, lange und kurze Sylben, bald mit der genauesten Regelmäßigkeit, bald mit etwas freierer Wahl, abwechseln zu lassen? Das erste z. B., wenn man in lauter Iamben schreibt; das andere, wenn man Hexameter macht? Was ferner davon, daß man diese regelmäßig abwechselnden Sylben insgemein wieder in Zeilen von gleich viel Füßen, oder wenigstens in regelmäßig abwechselnde Zeilen von ungleichen Füßen eingeschlossen hat? Ja oft noch überdies sich das Gesetz auferlegt, ganze Reihen von solchen Zeilen wiederum einander gleich zu machen? Mit einem Worte: daß man sich an Sylben-Zeilen- und Strophenmaße gebunden hat?

Zuerst merkt ein jeder, daß die Art von Tact und von Rhythmus, die hie-

durch in die Rede kömmt, etwas sehr *Schmeichelhaftes* für das Gehör habe, und daß durch dieses Schmeichelhafte, welches sich mit dem Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen vereinigt, die Aufmerksamkeit mehr erweckt, der Eindruck mehr verstärkt werde, als durch die freiere prosaische Art zu reden. — Wenn man den Kindern das Lernen historischer Namen, grammatikalischer Regeln u. s. f. erleichtern und angenehmer machen will, so bringt man sie ihnen in Verse.

Ferner hat die Poesie schon durch das bloße Sylbenmaß einen Vorthail, den die Prosa nie so ganz erreichen kann: diesen nemlich, daß es manche in den Worten liegende Vorstellungen durch *Nachahmung* sinnlicher macht, daß es malt. In folgender Gleimischen Stelle wird die Geschwindigkeit mehr noch durch die

Daktylen und die Kürze der Zeilen, als durch das Gleichniß, ausgedrückt:

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.

Und so haben andre Sylben- und Zeilenmaße etwas Langsames, Feierliches, Prächtiges, Sanftes, das schon in dem bloßen Falle liegt, und wenn es mit dem Inhalt der Worte gehörig harmonirt, die Vorstellungen bei richtiger Declamation sehr zu unterstützen dient. — Selbst Unregelmäßigkeiten des Sylbenmaßes haben oft viel Ausdrückendes und Malerisches. Wie z. B. die unvollendete Zeile in Kleists Frühling:

— — — Verstummt dann, bebende Saiten!
So preist ihr würdger den Herrn!

Oder der Mangel des Einschnitts in folgender Ramlerischen Zeile:

Solang' in dieses Hafens Arme Segel wallen.

Oder Spondeen, statt der Daktylen, in dem vorletzten Fusse des Hexameters, wie manchmal bei Klopstock. Oder die Verschlingung einer Zeile und einer Strophe in die andre, wie bei Ramler:

O weiche Söhne tapfrer Franken! Sprechet
Helvetien um Männer an!

O plündert unbewährte Fürstenthümer! Brechet
Mit Wagen, Ross und Mann

In eurer Väter alte Sitze! Schreitet
Kühn über den gehörnten Rhein u. s. w.

Wer sieht nicht, wie vortrefflich hier der Dichter, bloß durch seinen kunstvollen Versbau, die Gedanken gemalt hat? Überhaupt hat Niemand das Mechanische der Poesie, wie man es nennt, so sehr in seiner Gewalt gehabt, und es mit solcher Klugheit zu nutzen gewußt, als Ramler.

Mit diesem Vortheile ist ein dritter verbunden, der von allen der wichtigste ist, und sich besonders bei gewissen Syl-

benmafsen äufsert: dafs nemlich die Sprache dadurch der Musik fähig wird, als zu welcher Tact und Rhythmus gehören. Auch ist schon das Sylbenmafs selbst, wenn auch die Worte noch nicht gesungen, sondern nur gut recitirt werden, eine Art von Musik. Musik aber ist lebendiger Ausdruck der *Empfindung*, und eben dadurch auch Mittel, bei Andern Empfindung hervorzubringen. Die Erklärung dieser Sache, wenn sie überhaupt befriedigend kann gegeben werden, würde uns hier zu weit führen; genug, dafs ihre Wahrheit durch eines Jeden mannichfaltige Erfahrungen an sich und an Andern bestätigt wird. Nicht allein aber macht das Musikalische des Sylbenmafses die Sprache zum Ausdruck und zur Erweckung der Empfindung überhaupt bequemer; sondern auch die eigene Art der

Empfindung die der Dichter jedesmal ausdrücken und erwecken will, wird durch das Eigenthümliche eines klüglich gewählten Sylbenmaßes ungemein unterstützt. In der ersten der folgenden Stellen ist das Sylbenmaß schmeichelnd und sanft; in der zweiten, munter und fröhlich; in der dritten, feierlich ernst: der Natur der Empfindungen gemäß, die den Inhalt einer jeden ausmachen.

Liebe, die du Götter oft um Schäfer tauschest,
Lieber unter Lauben und auf Blumen lauschest,
Als Palläste suchest, und aus Golde trinkst,
Und auf Cedern tanzt und auf Sammet sinkst!
Einen Prinzen höre u. s. w.

RAMLER.

Da auf rauschendem Gefieder
Zephyr uns den Frühling bringt,
So erwacht die Freude wieder;
Alles lacht, und alles singt.
Tanzt, o tanzet, junge Schönen,
Meiner sanften Leier nach,

Die noch nie mit leichtern Tönen
Unter meinen Händen sprach!

U z.

Zu lang' ists schon, Elise, daß ich schweige,
Und bringe dir nur stumme Thränen dar.
Nimm hin ein Lied, nicht daß ichs Menschen
zeige;

Nein, still und treu, wie unsre Liebe war.
Was! schilt die Welt zuletzt noch, wenn ich
weine?

Wer starb mir denn? Wes ist Elisens Grab?
O nennet mir ein Elend, wie das meine,
Und sprecht mir dann das Recht der Thrä-
nen ab!

HALLER.

Die Summe von diesem allen ist: daß
das Sylbenmaß dem Ohre schmeichelt,
der Einbildungskraft die Ideen mehr ge-
genwärtig zu machen dient, und die Ab-
sicht, das Herz in alle Arten von Empfin-
dung zu setzen, mit erreichen hilft. Diese
verschiednen Vorthelle lassen sich aber
wieder auf einen allgemeinem Begriff

bringen: das Sylbenmaß nemlich ist ein Hülfsmittel, *lebhaftere* Vorstellungen zu erzeugen. Und wie, wenn nun der ganze Zweck des Dichters und das ganze Wesen seiner Kunst darauf hinausliefe, durch den Gebrauch der Rede, als die sein einziges Instrument ist, lebhaftere Vorstellungen auszudrücken und zu erzeugen? Oder welches einerlei sagt: diejenigen Seelenkräfte die allein zur Empfängniß solcher Vorstellungen geschickt sind, die Sinne, die Einbildungskraft, den Witz, das sympathetische Gefühl, in Übung zu setzen, und sie durch diese Übung zu erhöhen und zu schärfen?

Die Prosa würde dann der Poesie so entgegengesetzt seyn, daß jene mehr auf *richtige* Vorstellungen der Dinge, zur Erweiterung nützlicher Kenntnisse, auf Überzeugung des Verstandes von allgemeinen
oder

oder besondern Wahrheiten, an denen gelegen ist, auf Lenkung und Überredung des Willens, mittelst aufrichtiger Darstellung oder hinterlistiger Vorspiegelung des Wahren, ginge.

Um die Richtigkeit unsrer Erklärung zu prüfen, müssen wir sehen, ob auch die andern oben bemerkten Unterschiede zwischen Poesie und Prosa in ihr gegründet sind. Und wie erklären wirs denn zuerst, daß der Poet erdichtet? daß er aber nicht immer erdichtet? und daß nicht Jeder der erdichtet, Poet ist?

Der Poet, werden wir sagen, erdichtet, weil ihm die bloße Wahrheit zu seinem Zwecke nicht Genüge leistet, weil sie für ihn zu kalt, zu verwickelt, zu leer ist. Bald versteckt er also die Wahrheit in Erdichtungen, um den Eindruck zu verstärken und zu erhöhen; bald läßt er

nur einen Theil des Wahren wie er ist, und nimmt mit dem andern beträchtliche Veränderungen vor; bald erdichtet er ganze Geschichten ohne allen Grund der Wahrheit, weil er nichts Wahres kennt oder weil ihm jetzt nichts Wahres vorschwebt, das seine Seele und die Seele seiner Zuhörer gleich *lebhaft* beschäftigen könnte. — Er erdichtet aber nicht immer, weil nemlich manches Wahre zur Erreichung seiner Absicht, Einbildungskraft und Herz zu erwärmen, schon hinlänglich geschickt ist. — Und nicht Jeder der erdichtet, ist Dichter, weil nemlich nicht Jeder auf die Wirkungen des Dichters damit abzielt; weil ihm an der Lebhaftigkeit der Vorstellungen weniger, als an ihrer geglaubten Richtigkeit liegt.

Wie erklären wirs ferner, daß sich der Poet in seinen Ausdrücken oft so

weit über den Prosaisten erhebt, und oft wieder die simpelste ungeschmückteste Sprache redet? Denn in manchen Liedern, in Elegieen, in Lustspielen; wie einfach ist da die Sprache! Und wie erhaben und prächtig wieder in der hohen Ode, in Epopöen, und heroischen Trauerspielen?

Alle oben angeführte und nicht angeführte Unterschiede im Ausdruck, der Gebrauch neuer, fremder, veralteter Wörter und Redensarten, die ungewöhnlichern Wortfügungen, die häufigern Epithete, die kühnern Metaphern, die Figuren aller Arten in Gedanken und Worten, dienen zum Ausdruck und zur Erweckung *lebhafter* Vorstellungen. Sie müssen also vor allen dem Dichter zugehören, der auf lebhaftere Vorstellungen, als auf den letzten Zweck seiner Kunst, arbeitet. — Sobald aber der

Fall eintritt, daß die Natur der lebhaften Vorstellungen keinen Glanz des Ausdrucks verträgt, so muß auch die Sprache zu der gewöhnlichen sich mehr herablassen, und nur durch Präcision, Energie, Naivetät sich empfehlen. Traurigkeit z. B. verwirft allen gesuchten Schmuck, und wer in klagenden Elegieen Klopstocks Odensprache reden wollte, würde durch die auffallende Disharmonie zwischen Empfindung und Ausdruck alle Wirkung vernichten. Fröhlichkeit ist, ihrer Natur nach, leicht und sorglos; wer sie singt, muß keine hochtrabende Wörter brauchen, keine künstliche Perioden flechten, u. s. w. Wir sehen, daß in unsrer Erklärung Alles liegt was darin liegen sollte, und schliessen daher, daß sie die richtige ist.

Die Gattungen fließen freilich, in Werken der Kunst, wie der Natur, überall in

einander; indess wird unsre Erklärung dienen, die Grenzen so genau als möglich zu berichtigen. Sie führt nemlich auf den Grundsatz: So oft in einem Werke die Lebhaftigkeit der Vorstellungen der hervorstechende höhere Zweck ist, dem die andern untergeordnet worden, so ist das Werk mehr zur Poesie gehörig; sobald jene nur Mittel oder untergeordneter Zweck ist, so ist es mehr zur Prosa gehörig *).

*) Man muß bei Anwendung dieses Grundsatzes nur folgende Erinnerungen merken: 1) Ein Werk kann so unverträgliche Eigenschaften verbinden, daß von der Gattung gar nicht die Frage seyn kann, weil es ein abgeschmacktes und widersinniges Werk ist. Dies würde z. B. der Fall seyn, wenn eine Rede nach allen Regeln einer ängstlichen Homiletik genau disponirt, und dann gleichwohl in den prachtvollsten Hexametern geschrieben wäre. Hier würden Plan und Vortrag auf ganz verschiedene Endzwecke

Poetisches *Genie* ist nun, nach unsrer Erklärung des Gedichts, die Fähigkeit,

gehen, deren einer durch den andern gehindert würde, und das Ding würde eher Unding als Mittelding seyn. 2) Die verschiedenen Theile können einander so unähnlich, so heterogen seyn, daß das Werk in Absicht des einen etwas ganz anders als in Absicht des andern ist, und dann läßt es sich freilich unter keine bestimmte Gattung bringen. 3) Wenn in einem Werke nicht Alles geschehen ist was zur Erreichung des Endzwecks geschehen konnte, so macht dieser Umstand das Werk insofern mangelhaft, aber wirft es noch nicht aus der Gattung heraus. An Gefsners Idyllen z. B. mangelt Etwas, weil sie nicht versificirt sind; aber sie bleiben dennoch Gedichte. 4) Wenn in einem Werke für den Endzweck zu viel geschehen ist; so hat das Werk insoweit einen Fehler, aber hört darum noch nicht auf, von der und der Gattung zu seyn. Ein Geschichtschreiber kann sich in seiner Sprache etwas zu sehr dem pöetischen Tone nähern; er bleibt darum doch ein Geschichtschreiber. — Die weitere Entwicklung des Begriffs der Lebhaftigkeit wird sich unten beim Lehrgedichte finden.

Ideen von einem hohen Grade der Lebhaftigkeit hervorzubringen. Mithin liegt es in einer vorzüglichen Stärke der obenbenannten Seelenkräfte.

Die *Vortrefflichkeit* der poetischen Kunst erhellet aus der Schätzbarkeit eben dieser Seelenkräfte, als auf deren Übung und Erhöhung sie abzweckt.

Poetische *Begeisterung* ist die jedesmalige wirkliche Äußerung des Genies, oder derjenige Zustand der Seele, in welchem sie Ideen von einem vorzüglichen Grade der Lebhaftigkeit aus ihrer eigenen Kraft hervorbringt.

Das Genie aber ist nicht immer und nicht in jedem Augenblicke Genie. Nicht alle seine Ideen haben den gehörigen Grad von Lebhaftigkeit; nicht alle harmoniren gleich richtig mit der Reihe der übrigen Ideen; nicht alle erhalten im er-

sten Augenblicke den treffendsten und glücklichsten Ausdruck; nicht jede Anordnung der Theile bringt gleich gut die abgezweckte Wirkung hervor; nicht alle Ideen sind der Seele gleich angenehm, es sei nun daß sie sinnlichen Widerwillen erregen, oder das moralische Gefühl beleidigen. Um es kurz zu fassen: nicht alle Ideen, Ausdrücke, und Anordnungen der Theile, sind *schön*. Es muß also noch der *Geschmack* hinzukommen, der in dem undeutlichen Urtheile über die Schönheit besteht. *Kritik* ist eben dieses Urtheil, entwickelt und deutlich gemacht; oder kürzer: der räsonnirte Geschmack.

ZWEITES HAUPTSTÜCK.

Von den verschiedenen Dichtungs-
arten.

Wir haben, in dem vorhergehenden Hauptstück, verschiedener Dichtungsarten erwähnen hören. Von diesen *Dichtungsarten* hat schon ein Jeder der nur nicht ganz unbelesen ist, einen ungefähren Begriff, welcher bloß etwas mehr braucht aufgeklärt und genauer bestimmt zu werden. Wir wollen also nun ausdrücklich fragen: Worin besteht der *Unterschied* unter ihnen? Lassen sie sich alle unter Eine Eintheilung bringen? Oder sind sie

Glieder mehrerer Eintheilungen, die aus verschiedenen Gründen gemacht sind? Und wenn das letztere ist; welches sind diese Gründe? — Um hierauf zu antworten, müssen wir auf gut Glück einige Dichtungsarten herausnehmen, sie vergleichen, und uns Rechenschaft von ihrem Unterschiede geben.

Worin mag also z. B. der Unterschied zwischen einem *lyrischen* Gedichte und einem *Lehrgedichte* liegen? Das Lehrgedicht, finden wir, ist eigentlich nur zur Declamation eingerichtet, es ist in einer einförmigen Versart, mit weniger Abwechselung des Sylbenmaßes, weniger Schwung, weniger merkbarem Rhythmus geschrieben, als das lyrische mehr sangbare Gedicht. Man vergleiche z. B. die erste Hallersche Stelle mit der zweiten von Uz:

Wohlangebrachte Müh! Gelehrte Sterbliche!

Euch selbst mißkennet Ihr, sonst Alles wißt
Ihr eh.

Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit
Kindheit,

Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen
Blindheit.

Allein, was wahr und falsch, was Tugend, Prah-
lerei,

Was falsches Gut, was echt, was Gott und je-
der sei:

Das überlegt Ihr nicht; Ihr dreht die feigen
Blicke

Vom wahren Gute weg, und sucht ein träu-
mend Glück.

Mit sonnenrothem Angesichte,
Flieg' ich zur Gottheit auf. Ein Strahl von ih-
rem Lichte

Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner
klang!

Durch welche Töne wälzt mein heiliger Ge-
sang,

Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen
Lippen?

Sollte denn aber der ganze Unterschied nur hierin, nur in der äußern Einrichtung, liegen? — Dann müßte dieser Unterschied aufhören, sobald man beide Werke, in Ansehung dieser äußern Einrichtung, einander ähnlich machte. Aber wir finden, daß ein lyrisches Stück und ein Lehrgedicht auch dann noch ihre Namen behalten, wenn in der Versart kein Unterschied mehr zu machen ist. Folgende Stellen sind beide in Hexametern geschrieben; und doch nennt ein Jeder die erste lyrisch, die andre didaktisch. Eva singt beim Kreuze des Messias:

Du, mein Herr und mein Gott! wie kann ich,
du Liebe! dir danken?

Ewigkeiten, sie sind zu kurz, genug dir zu
danken!

Hier will ich liegen und beten, bis du dein
göttliches Haupt nun

Neigst im Tode! Nur vor dem Fürchterlichsten
der Engel,
Nur vor seiner Stimme soll meine Stimme ver-
stummen,
Wenn er kommt, und es nun von deinem Va-
ter verkündigt,
Der dich verlassen hat. — Hör um dieser To-
desangst willen,
Die für Sünder du fühlst, hör, Gottverlaßner,
mein Flehen!
Herr! für deine Versöhnte, für meine Kinder,
für alle,
Die das weite, das furchtbare Grab, die Erde,
(doch hats auch
Deine Gnade mit Blumen bestreut) noch künf-
tig bewohnen,
Und, mit jedem vor deiner Versöhnung ent-
schlafnen Jahrhundert,
An dem Tage der großen Entscheidung, aufer-
stehn werden!
Meine zahllosen Kinder, für diese fleh' ich dich,
Herr, an!
Weinend, mit dürftigem Leibe, mit weit mehr
dürftiger Seele
Werden sie auf die Erde geboren u. s. w.

KLOPSTOCK (Ges. 10).

Willst du die Ursach erforschen, warum in der
Reihe der Wesen
Gott nicht zum Seraph dich schuf? Entdeck
erst, Stolzer, weswegen
Er nicht zur Milbe dich schuf! Soll deiner
Thorheit zum Vorthail
Die grofse Weltkette brechen, und tausend Pla-
neten und Sonnen,
Aus ihren Kreisen gerückt, in einen Klumpen
zerfallen?
Soll bis zum Throne des Höchsten des Him-
mels Vorhang zerreißen,
Und endlich die ganze Natur, erschüttert zum
Innersten, seufzen?
Dies willst du, wenn du verlangst, was mit der
Weltordnung streitet.
Sei deiner Neigungen Herr, so wirst du das
Unglück beherrschen;
Der Schöpfer ist Liebe und Huld, nur die sind
deine Tyrannen.

KLEIST.

Wenn wir diese Stellen vergleichen, in
welchen uns nun keine äußere Verschie-
denheiten mehr aufhalten, so finden wir

leicht, worin der Hauptunterschied liegt: in der erstern nemlich wird mehr das Herz, in der andern mehr der Verstand beschäftigt; in jener schüttet der Dichter Empfindungen aus, in dieser trägt er allgemeine Wahrheiten vor, argumentirt, widerlegt. Der Unterschied beider Dichtungsarten liegt also hauptsächlich im Inhalte, in der *Materie*. Und wenn es sonst noch Unterschiede giebt, in der Sprache, der Versart, der Folge und Verbindung der Gedanken: so scheinen diese eben durch jenen Hauptunterschied schon mit angegeben zu werden.

Worin liegt, wollen wir ferner fragen, der Unterschied zwischen dem *epischen* Gedichte und dem *Drama*? Schwerlich, wie bei dem vorigen, in der *Materie*; denn wie hätte dann Horaz dem tragischen Dichter rathen können, seinen Stoff

aus einem epischen, dem Homer, zu nehmen? Es muß möglich seyn, daß eben dieselbe Handlung von dem epischen Dichter *erzählt*, und von dem dramatischen wirklich *vorgestellt* werde. Hierin also selbst wird der Unterschied liegen: daß nemlich das einemal nur ein Zeuge spricht; das andremal die Personen selbst reden, unter denen die Handlung vorfällt. Mit hin finden wir nun einen zweiten Eintheilungsgrund, der von dem vorigen ganz verschieden ist; nicht der behandelte Stoff oder die Materie macht den Unterschied, sondern die Art der Behandlung, die *Form*. Damit besteht dann noch immer, daß nicht jede Form sich zu jeder Materie schickt, oder daß manche Gegenstände nur die epische, manche nur die dramatische Behandlung vertragen.

Ehe wir weiter suchen, wollen wir sehen,

hen, wie weit wir mit diesen beiden Eintheilungsgründen ausreichen? ob nicht vielleicht schon alle, oder doch die meisten Dichtungsarten durch sie angegeben und unterschieden werden? — Wir fragen also zuerst: wie viel sind im Allgemeinen Unterschiede möglich, die aus der *Materie* entstehen?

Es scheint Alles erschöpft zu seyn, wenn wir sagen: Der Dichter stellt entweder eine Sache vor, wie sie ist oder geschieht, es sei nun eine wirkliche oder eine erdichtete Sache; oder er stellt allgemeine Betrachtungen an, trägt allgemeine Wahrheiten vor; oder er bricht in Empfindungen aus. Im ersten Falle ist wieder zweierlei möglich: denn entweder will er uns nur schlechtweg mit der Beschaffenheit eines Gegenstandes bekannt machen, uns nur zeigen, was Alles an

einer Sache zu bemerken ist, was sich Alles nach einander begiebt; oder er will uns zeigen (was er allein bei moralischen Wesen zeigen kann), wie eins das andere hervorbringt, wie sich eins aus dem andern entwickelt. In jenem Falle beschreibt er bloß; in diesem läßt er uns Handlung sehen. — Wenn dieses, so allgemein gesagt, zu dunkel ist, so sehe man hier Beispiele, die es erläutern können.

In folgender Stelle *beschreibt* Haller einen natürlichen Gegenstand, *wie er ist*:

Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron ge-
setzt,

Entspriest ein reicher Brunn mit siedendem Ge-
bräuse,

Raucht durch das welke Gras, und senget was
er netzt.

Sein lautes Wasser rinnt voll flüssiger Metallen;
Ein heilsam Eisensalz vergülde seinen Lauf;

Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Fluthen
 wallen
 Von innerlichem Streit vermischter Salze auf.
 Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine
 Fluth zusammen;
 Sein Wesen selbst ist Feu'r, und seine Wellen
 Flammen.

Kleist *beschreibt* in seinem Frühlinge
 Verschiedenes, was *nach einander ge-*
schieht:

— — — Aus seinem Gezelte geht lachend
 Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen
 Füßen den Nacken,
 Und rupft mit dem Schnabel die Brust, und
 untergräbet den Flügel,
 Und eilt zum Liebling aufs Dach. Der Eifer-
 süchtige zürnet,
 Und dreht sich um sich und schilt. Bald rührt ihn
 die schmeichelnde Schöne;
 Dann tritt er näher und girrt. Viel Küsse wer-
 den verschwendet.
 Jetzt schwingen sie lachend die Flügel und säu-
 seln über den Garten.

Ganz etwas anders findet man in folgendem kleinen Stücke: denn hier hängt Alles innig zusammen; eins wird Ursache des andern. Wir sehen freie, mit Absicht wirkende Wesen, die eins das andre bestimmen; mit einem Worte, es ist *Handlung* in dem Gedichte.

Philippus war bemüht in Thracien zu dringen,
Und in dem Hinzug noch Methone zu bezwingen;

Als Aster, den man dort den besten Schützen
hieß,

Sich diesem Könige zum Dienst entbieten ließ.
Ihn rühmten Hof und Land; von Allen ward
erzählet,

Nur dieser habe nie des Schusses Ziel verfehlet,
Weil sein geschwinder Pfeil, dem er die Kraft
ertheilt,

Die Vögel in der Luft im schnellsten Flug ereilt.
Wohl! sprach Amyntas Sohn: wenn wir mit Staa-
ren streiten,

So soll er ganz gewiß beim Angriff uns be-
gleiten.

Das scheint vortrefflich schön. Denn wer bewundert nicht
Den göttlichen Verstand, so oft ein König spricht?
Der Schütze, seine Kunst nicht mehr verhöhnt zu sehen,
Eilt, den Belagerten rachsüchtig beizustehen.
Er flieht in ihre Stadt, verstärkt die Gegenwehr,
Und machet Sturm und Sieg dem stolzen Heere schwer,
Das plötzlich sich gescheucht und voll Bestürzung fühlet,
Weil Asters scharfer Pfeil, der auf den König zielt,
Den ihm bestimmten Flug mit dieser Aufschrift nimmt:
Philippus rechtem Aug' ist dieser Schuß bestimmt.
Der König, der ihn nicht so fürchterlich geglaubet,
Bereut nunmehr den Scherz, der ihm sein Auge raubet;
Und schießt den Pfeil zurück mit dieser Gegenschrift:
Du, Aster, kömmst ans Kreuz, sobald man dich betrifft.

Kaum ward der Friede drauf der frohen
Stadt versprochen,
So ward auch Asters Scherz durch seinen Tod
gerochen.

HAGEDORN.

Vorausgesetzt nun, daß sich die vier angegebenen Arten von Materie alle poetisch behandeln lassen, alle an lebhaften Vorstellungen fruchtbar werden können — und das muß doch seyn, da wir von allen Beispiele gesehen — ; so ergeben sich nun viererlei verschiedene Dichtungsarten. Zuerst die *malerische* oder *beschreibende*; zweitens, diejenige welche *Handlung* enthält, und für die wir im Allgemeinen keinen besondern Namen haben; drittens, die *didaktische* oder lehrende; viertens, die *lyrische* Gattung.

Wir haben nun noch zweitens zu fragen: Was für neue Dichtungsarten erge-

ben sich, wenn wir auf die Art der Behandlung, die *Form*, sehen? — Der eine Unterschied ist, in Ansehung derjenigen Gattung die Handlung enthält, schon angegeben: entweder erzählte nur ein Zeuge; oder die Personen selbst traten auf, zwischen denen die Handlung vorfiel. Um dieses ganz allgemein zu machen, werden wir sagen: das Gedicht ist entweder *fortgehende Rede* Einer Person, oder *Gespräch* zwischen mehrern Personen. Im ersten Falle hat wiederum die Person welche spricht, entweder mit dem Publicum überhaupt zu thun; oder besonders, wie in der poetischen Epistel, mit einer bestimmten andern Person, an die sie die ganze Rede richtet, auf die sie immer vorzüglich Rücksicht nimmt.

Ein andrer Unterschied ist, daß man dem Gedichte entweder die Einrichtung

giebt, wie es am bequemsten mit einer andern verschwisterten Kunst, der *Musik*, kann verbunden werden; oder daß man das nicht thut. Aus der bloßen Erzählung kann auf diese Art Romanze, aus dem bloßen Drama Oper werden. Freilich aber muß man dann die besondere Materie, die man zu so einer Erzählung oder zu so einem Drama nimmt, so auswählen daß die Verbindung mit der *Musik* nicht unschicklich sei.

Wir sehen schon, auch die Sache nur ganz leicht überdacht, daß sich durch die beiden angegebenen Gründe der Eintheilung, Materie und Form, wenn wir die verschiedenen Glieder derselben mit einander verbinden, und hie und da noch etwas nähere Bestimmungen hinzuthun, alle uns bekannte Dichtungsarten werden erklären lassen: Satire, Lied, Epi-

gramm, Cantate, Trauerspiel, Lustspiel, oder wie sie sonst Namen haben. Nur bei zwei Dichtungsarten mögten wir etwa zweifeln können, wo wir sie hinbringen sollten: bei der *Fabel*, und der *Idylle*.

Denn, wenn ohne eine allgemeine Lehre eine Fabel keine Fabel seyn kann, so scheint es ja, daß sie zur didaktischen Gattung gehöre? Wiederum aber, wenn zu einer jeden Fabel nothwendig erfordert wird, daß uns darin ein bestimmtes Factum vorgetragen werde; so scheint es ja, daß sie zu einer ganz andern Gattung zu zählen sei, zu der nemlich welche beschreibt oder erzählt? Sollten sich denn etwa mehrere Gattungen von Materie auf gewisse Weise verbinden lassen, sodaß hie und da eine Mittelgattung entstände?

Ferner, die Idylle: wenn in *der* alle Arten von Materie können behandelt, alle

42 HAUPTST. 2. DICHTUNGSARTEN.

Formen können angebracht werden, wie uns das Gessner gezeigt hat; so scheint es ja, daß es noch einen dritten Grund der Eintheilung geben müsse, der von den bisher angeführten verschieden ist? — Wir wollen diese Fragen sogleich zu beantworten suchen, indem wir beide Dichtungsarten nach einander besonders vornehmen.

DRITTES HAUPTSTÜCK.

Von der Fabel.

Fabel heißt zuweilen die Reihe der hauptsächlichsten Begebenheiten, die in einer Erzählung oder einem Drama zum Grunde liegen. In diesem allgemeineren Sinne nehmen wir das Wort hier nicht, sondern wir reden von der *kleinen äsopischen Fabel*; dergleichen folgende ist.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen
müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,

Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden
Landen

Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder;
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein, anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge lang danieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen Alle: fort mit dir!
Du, Narr, willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sei nicht geschickt! man wird dich wenig
hassen,

Weil dir dann Jeder ähnlich ist.
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,

Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn
zu lassen.

Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht! bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

GELLERT.

Wir finden in dieser Fabel folgende
Merkmale: eine nützliche Lebensregel;
ein Bild, worin sie uns vorgehalten wird;
die Form des Ganzen erzählend; Thiere
als menschliche Wesen aufgeführt; und
endlich nur Eine Regel und nur Ein Bild.
— Welche von diesen Merkmalen sind
der Fabel wesentlich? welche sind zufällig?

Zuerst: Muß jede Fabel nothwendig
eine *Lebensregel* enthalten? Eine Le-
bensregel wohl eben nicht; denn Folgen-
des ist ja auch eine Fabel, und führt
doch zunächst nur auf eine *Wahrheit*,
auf eine Bemerkung.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Äsopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr, als ein Esel?

LESSING.

Vielleicht aber, daß auch die Wahrheit zur Fabel nicht schlechterdings erforderlich ist; denn man sehe folgendes Stück:

Die Turteltaube und der Wanderer.

Wanderer.

Was machst du da, du kleine Turteltaube?

Taube.

Ich seufze. Mein getreuer Mann
Ward einem Jäger hier zum Raube,
Dem er doch nichts gethan.

Wanderer.

Ei so flieg weg! Wie wenn er wiederkäme
Mit dem Geschütz, das ihm das Leben nahm,
Und gleichfalls dir das Leben nähme?

Taube.

Thut er es nicht, so thut es doch der Gram.

GLEIM.

In diesem Stücke ist freilich das nicht was wir unter Wahrheit verstanden; aber ist auch das Stück eine Fabel? Es ist, finden wir, bloß ein rührendes Geschichtchen, dessen ganzes Verdienst in einer feinen, zärtlichen Empfindung besteht, und das sich in die Sammlung worin wir es antreffen, bloß scheint verirrt zu haben. Die Wahrheit ist also allerdings wesentlich; und um allen Mißverstand zu vermeiden, wollen wir uns noch deutlicher ausdrücken, und zur Fabel eine *allgemeine* Wahrheit fordern. — Doch wie, wenn auch dieses noch nicht hinlänglich

wäre? Wie, wenn dann auch folgendes Märchen eine Fabel seyn müßte, was es sicher nicht ist?

Die Ziegen.

Die Mutter des Teufels übergab ihm einmals vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in Zucht halten konnte. Deshalb sagte er zu seiner Mutter, nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter! hier sind eure Ziegen. Ich will lieber eine ganze Kompanie Reuter bewachen, als eine einzige Ziege. — Diese Fabel zeigt, daß keine Creatur weniger in der Zucht zu halten ist, als eine Ziege.

HOLBERG.

Gesetzt, daß diese Bemerkung ihre Richtigkeit hätte, und daß sie sich aus dem Märchen wirklich ergäbe; wäre darum das Stück eine Fabel? Wir sehen, daß wir noch eine Bestimmung vergessen haben, und daß wir nicht bloß sagen müssen:

müssen: eine allgemeine, sondern auch: eine *moralische* Wahrheit. — Lebensregel braucht zwar die Bemerkung nicht zu seyn; aber doch muß sie die moralische Seite des Menschen treffen, sie muß für ihn lehrreich und heilsam werden können.

Zweitens: Muß uns die Wahrheit nothwendig in einem *Bilde* gegeben werden? Nothwendig! Denn die bloße Wahrheit, trocken hingeschrieben, wäre nur Sentenz, Maxime, Reflexion, weiter nichts. — Aber sollte auch wohl der unbestimmte Ausdruck: Bild, schon genug sagen?

Merops.

Ich muß dich doch etwas fragen, sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. Man sagt, es gäbe einen Vogel mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Ist das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das ist

eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn: weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen mögte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.

[Ist von *Lessing*.]

Hier haben wir ganz gewiß ein Bild; aber haben wir eine Fabel? In den vorigen Stücken ward uns das Erdichtete als wirklich geschehen erzählt; hier hingegen giebt man es für nichts als Erdichtung. Dieses, empfinden wir, sollte nicht seyn; die Wirklichkeit ist zur Fabel nothwendig, und wir wollen also statt Bild lieber *Factum* sagen. — Doch gesetzt nun auch, daß wir dem Merops die Wirklichkeit gäben, und den Uhu für: Ei nicht doch! sagen ließen: „Ei ja doch!“ würde das Stück dann zur Fabel? Es bliebe noch immer ein bloßes Gleichniß, in welches der Dichter durch seinen Witz und

Scharfsinn die Wahrheit erst hineintrüge, anstatt daß sie von selbst aus dem Factum hervorfällt, sich uns gleichsam freiwillig darbieten sollte. Also auch nicht Factum wollen wir sagen, sondern: ein für wirkliche Geschichte gegebenes *Beispiel*. — Daß es Handlung sey, ist so nothwendig nicht; denn folgende Fabel ist gewiß eine echte und gute Fabel, ob sie gleich nur eine bloße Folge von Begebenheiten enthält, die der Dichter unter Einen Gesichtspunct sammelt.

Der Hirsch, der sich im Wasser besieht.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Ge-
weih

Im Spiegel einer klaren Quelle.

Wie schön es steht! sprach er. Recht auf der-
selben Stelle

Wo Königskronen stehn! und wie so stolz! so
frei!

Vollkommen ist mein ganzer Leib; — allein

Die Beine sind es nicht, die sollten stärker seyn.

Indem er sie besieht mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,

Merkt auf, sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,

Erschrickt und flieht davon. Nun aber hilft ihm nicht

Sein kronentragend Haupt, dem nahen Tod' entfliehn.

Nicht sein vollkommner Leib, die Füße retten ihn.

Sie reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch flaches Feld, und fliehen in den Wald.

Da aber halten ihn, im vogelschnellen Lauf,
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los, er flucht darauf,
Lobt seine Beine nun; und lernet noch im Fliehn
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn.

GLEIM.

Drittens: Muß eine jede Fabel nothwendig in *erzählender* Form seyn? Man sehe hier gleich eine in dialogischer Form.

Die Katze; die alte Maus; die junge Maus.

Katze.

Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zn mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich
nur küsse.

Alte Maus.

Ich rathe dirs, Kind, gehe nicht!

Katze.

So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich
spricht!

Ich geh — —

Alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Katze.

Auch dieses Zuckerbrot und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kömmst.

Junge Maus.

Was soll ich machen?

O Mutter, laß mich gehn!

Alte Maus.

Kind, sag' ich, gehe nicht!

Junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches
Gesicht!

Katze.

Komm, kleines Närrchen, komm! —

Junge Maus.

Ach Mutter, hilf! Ach weh!

Sie würgt mich. Ach die Garstige!

Alte Maus.

Nun ists zu spät, nun dich das Unglück schon
betroffen.

Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu
hoffen.

WILLAMOV.

Viertens: Müssen die Personen, die
in der Fabel auftreten, nothwendig *Thiere*
seyn? Wir finden, daß die Dichter auch
andere Wesen: Bäume, Pflanzen, Steine,
selbst menschliche Kunstwerke, nehmen,
und sie, ihrer Absicht gemäß, zu ver-
nünftigen und moralischen Wesen erhöhen.

Der wilde Apfelbaum.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaums ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen sich verachtete. Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen.

LESSING.

Der Demant und der Bergkrystall.

Ein heller Bergkrystall, und roher Diamant,
Die ein verfolgter Dieb verloren,
Gerietzen auf ein Häufchen Sand,
Und warteten, für wen das Schicksal sie erkoren.

Der Demant war getrost. Ich denke, sprach
er, hier

Gewiß nicht allzualt zu werden;

Ich habe meinen Werth in mir:

Der erste, der mich sieht, der nimmt mich von
der Erden.

Ja, sagte der Krystall, den Werth räum' ich
dir ein,

Allein dabei befürcht' ich immer,
Du werdest niemand sichtbar seyn;
Denn, unter uns geredt, es fehlt dir noch der
Schimmer.

Jetzt fiel der Bergkrystall schon einem ins
Gesicht,

Der ihn mit Sorgfalt zu sich steckte;
Den guten Demant sah er nicht,
Den kurz darauf der Sand bedeckte.

Der Weltmann steigt empor und der Pedant
bleibt sitzen.

Die Sitten können mehr, als die Gelahrtheit
nützen.

LICHTWEHR.

Doch warum sollten es auch immer
nur Wesen seyn, die der Dichter erst zu
vernünftigen macht? Warum nicht auch
solche, die es *schon* sind? Oder warum
nicht auch dann und wann *höhere* We-
sen der Phantasie?

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der StraÙe finden,

Und jener hofft schon freudenvoll,
Dafs ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, dafs du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschliesse dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

GELLERT.

Minerva.

Lafs sie doch, Freund, lafs sie, die kleinen
hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes!
Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit
bestimmte Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Rie-
sen wider die Götter führten, stellten die Rie-
sen der Minerva einen schrecklichen Drachen
entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen,

und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

LESSING.

Sonderbar aber scheint es doch, daß die Fabulisten Thiere, Bäume u. s. w. genommen haben. Warum nicht gleich lieber Menschen? — Vielleicht deswegen nicht, weil bei Erzählungen aus der menschlichen Welt sich sogleich unsre Leidenschaften mit ins Spiel mischen und die Überzeugung von der Wahrheit verhindern. Und dann ist auch das ein sehr großer Vortheil, daß die Charaktere und Verhältnisse, auf die der Dichter seine Erzählung gründet, in der thierischen Welt schon bestimmt und Jedermann bekannt sind, ohnedafs er sie erst lange schildern dürfte. Diese Welt giebt ihm lebhaftere,

deutlicher abstechende Bilder, die weniger Verwirrung und Mißdeutung erlauben.

Fünftens: Muß es immer nur *Eine* Wahrheit seyn, die der Dichter lehrt, und *nur Ein* Beispiel, wodurch er sie lehrt? — Wir finden Fabeln, worin zwei Beispiele aufgestellt werden, die aber beide nur auf Eine Wahrheit führen. Diese heißen, zum Unterschiede von den einfachen, zusammengesetzte Fabeln. Der Dichter hat uns, wie dort Nathan den David, durch den erdichteten Fall schon zur Überzeugung gebracht, ehe er den wirklichen dagegen hält, bei dem uns vielleicht Leidenschaft und Interesse nicht so leicht zur Überzeugung hätten kommen lassen. Oder er will auch die Moral nicht so ganz trocken hinschreiben, und macht also zu dem Bilde ein Gegenbild, welches die nähere Anwendung auf den Menschen enthält.

Die Krähe.

Als eine Kräh' einst ihr Gefieder
Mit Pfauenfedern ausgeschmückt,
Besah sie sich, von sich entzückt,
Und hiefs die Pfauen ihre Brüder,
Und mischte stolz in ihre Schaar sich ein,
Und glaubte schon der Juno Pfau zu seyn.
Die Pfauen sahen dies, beraubten ihr Gefieder
Des Schmucks, den sie geborgt, und mit ihm
aller Pracht.

Der kaum gewordne Pfau ward eine Krähe wieder,
Und selbst von Schwalben ausgelacht.

Als einst ein Reimer seine Lieder
Mit fremder Kühnheit ausgeschmückt,
Besang er sich, von sich entzückt,
Und hiefs die Dichter seine Brüder;
Er drängte stolz in ihre Zunft sich ein,
Und dünkete sich ein Haller schon zu seyn.
Die Dichter sahen dies, beraubten seine Lieder
Des Witzes, den er stahl. Wo war nun seine
Pracht?

Der neue Haller ward ein seichter Reimer wieder,
Und selbst von Dunsen ausgelacht.

J. AD. SCHLEGEL.

So lassen sich auch unter den Fabeln „in *Burcard Waldis* Manier“ die beiden Elstern und der alte Spanier als Eine Fabel betrachten; denn die letztere ist nur die Anwendung der erstern.

Was die Wahrheit betrifft, so giebt es wohl wenig Fabeln, bei welchen man nicht, während der Erzählung, zu mehr als einer Betrachtung einen Übergang fände, und weitschweifige Erzähler pflegen dergleichen auch gern nebenher anzubringen. Aber aus der ganzen Fabel muß sich denn doch zunächst nur Eine Wahrheit ergeben, oder die Fabel ist unausbleiblich schlecht. Man sieht dies an einigen Stücken beim Holberg. Unmöglich kann auch ein Beispiel, das zu einer ganzen Menge Wahrheiten gleich gut paßt, zu irgend einer vollkommen passen.

Wenn wir nun die wesentlichen Merk-

maale, sowie wir sie hier näher bestimmt haben, von den zufälligen absondern; was bleibt uns da zur Erklärung der Fabel übrig? Nur Folgendes: Eine moralische Wahrheit, und ein als wirkliches Factum gegebenes Beispiel zu dieser Wahrheit. Die Wahrheit, sehen wir, ist der Zweck, die Seele der Fabel. Auf die Geschichte, als Geschichte, kömmts dem Dichter nicht an, sondern bloß als auf Beispiel, als auf poetisches Mittel, die Erkenntniß der Wahrheit anschauend zu machen. Daher bricht er denn auch die Erzählung ab, wenn sie gleich an sich selbst noch nicht geendigt ist, sobald er sich bei der abgezweckten Wahrheit befindet. — Ohne Zweifel ist also die Fabel ein *didaktisches* Gedicht: die Wahrheit ist die eigentliche Materie, die der Dichter behandelt; er *verbindet* sie nur mit einer andern Gattung von Ma-

terie, die er als Form gebraucht, in welcher er jene vorträgt. — Wenn wir Acht geben, so werden wir vielleicht der Beispiele von solchen Mischungen der verschiedenen Dichtungsarten noch mehrere finden.

Mit den hier gegebenen Begriffen beurtheile man nun folgende Stücke, ob es wahre Fabeln sind oder nicht?

Momus und Asträa.

Dort, als des Titus Königsstab
Das Glück der goldnen Zeit den Römern wie-
dergab,

Sprach Momus höhnisch zu Asträen:
Du trägst dein Schwert wohl nur zur Pracht?
Der Kaiser läßt dich müßig stehen;
Er herrscht mit Gnade, nicht mit Macht.

Thor! rief die Göttinn aus, der du nicht
weiter siehst!
Mein Schwert mag müßig seyn, wenn es nur
schrecklich ist.

EBERLEIN.

Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauspielers. Welch ein Kopf! sagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen seyn?

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne.

LESSING.

Wir haben den Begriff der Fabel festgesetzt, und müssen nun noch von ihren Regeln reden. An einer jeden Fabel ist dreierlei zu bemerken: die allgemeine moralische Wahrheit; die Geschichte, in welcher sie liegt; und das Verhältniß der Geschichte zur Wahrheit. Für jedes dieser Stücke giebt es besondere Regeln, die sich leicht werden erkennen lassen.

Zuerst für die *Wahrheit*: Die Fabel ist schlecht, wenn das was sie lehrt, nicht
wirk-

wirkliche Wahrheit ist. Man beurtheile hienach folgendes Stück:

Der Zuhörer und der Lautenschläger.

Zuhörer.

Du hast auch nur sehr liederlich gespielt.
Willst oder kannst du es nicht besser machen?

Lautenschläger.

Um dir nur einen Zeitvertreib zu machen,
Hab' ich schon gut genug gespielt.

WILLAMOV.

Also dürfen Künstler schlecht arbeiten,
weil sie nur zu unserm Vergnügen arbeiten?
Die Lehre ist offenbar falsch.

Die Fabel hat, wenn das übrige gleich ist, um desto mehr Werth, je eine wichtigere und interessantere Wahrheit sie uns vorhält. Darum ist unter den drei folgenden Fabeln die erste die unbedeutendste, die dritte die vortrefflichste.

Der junge Hase und der Esel.

Ein junges Häschen, das, incognito, ein
Schwager

Von manchem alten Rammeler war,
Fuhr wähl'ig, lustig, wandelbar,
Wie Meister Proteus, aus dem Lager,
Und schnitt der Männchen vielerlei.

Ein alter Esel, der vorbei
Mit leerem Sacke zog, plump, stoisch, krumm
und mager,

Und kurz, dafür bekannt, daß er ein Esel sei;
Der sah, mit weidlich ausgehohlt'm Lachen,
Dem Männchenmacher zu, und hatt' auf ein-
mal Lust

Die schönen Künste nachzumachen.

Er bäumte seinen Schwanz, er warf sich in die
Brust,

Er spitzte seine langen breiten Ohren,

Er schrie, er wälzte sich, er stiefs.

Doch Schade nur, er war zum Esel bloß ge-
boren;

Und was dem jungen Herrn zur Noth noch ar-
tig liefs,

Das kleidete den Hans mit langen Ohren

So dumm, so dumm! — ich weiß nicht, wie?

Ein Stutzer wird als Stutzer schon geboren;
Durch Kunst und Lernen wird mans nie!

EIN UNGENANNTER.

Der Wiedehopf und die Nachtigall.

Ein Wiedehopf pries sich
Und sein gekröntes Haupt
Der Nachtigall. — Mein Weibchen, sprach er,
glaubt,
Du seist recht häßlich gegen mich.
Das könnte seyn, erwiederte
Die Nachtigall, und flog auf eine Höh',
Und sang.
Und alle Wanderer blieben stehn,
Und sagten: Wie singt sie so schön!
Ei, welch ein Klang!

Der Wiedehopf hört' es, flog hin und her;
Doch keiner sprach: Wie schön ist er!
Denn für die kleine Philomele
War alles Ohr.
Man zieht gemeiniglich doch eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

GLEIM.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte,

und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttinn: Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttinn! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttinn.

Ich ärmste! so sprach es. Ich habe itzt weder Wolle noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang, mit des Hirten Gebet, der Rauch des geopfert Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und itzt hätte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

LESSING.

Welche vortreffliche Lehre, daß die Aufopferung unsrer selbst der Gottheit das

angenehmste Geschenk ist, und ein Geschenk, welches auch der Ärmste und Schwächste in seiner Gewalt hat!

Zweitens für die *Geschichte*: Sie muß nichts enthalten, was ein feines Gefühl beleidigt. Der größte Fehler eines Gedichts, welches zur Verbesserung der Sitten bestimmt ist, wäre wohl Unsittlichkeit; aber auch das Ekelhafte, das Schmutzige, das zu Possierliche und Pöbelhafte muß der Dichter zu vermeiden suchen. Wer kann es ausstehn, wenn Hagedorn eine Fabel anfängt:

Ein Esel schleppt sich aus dem Luder — ?
oder wenn Holberg den Storch mit langem Schnabel zum Hofchirurgus macht, der dem Leoparden Klystiere beibringt?
oder wenn der obige Ungenannte erzählt:

Auf einer von den Felsenspitzen
Des Tartarus sah ich den Krittler Rappus sitzen,

In Pech und Schwefel halb verkappt!
Und vor ihm stand ein Stück von Kannibalen;
Der schlug ein Loch in seine Stirn,
Und fraß ihm das Gehirn
So rein heraus, als aus den Schalen
Ein Domherr baß die ersten Austern frisst.

Eine zweite Hauptregel für die Geschichte ist Wahrscheinlichkeit. Ohne diese verfehlt die Fabel ganz ihres Endzwecks; denn der Verstand nimmt schlechterdings nichts Widersprechendes und Ungegründetes an. Vor allen Dingen muß also der Dichter nichts vortragen, was mit seinen eigenen Voraussetzungen der Charaktere, der Verhältnisse, der Zeit, des Orts, einen innern Widerspruch macht. Aber auch das was er voraussetzt, muß nicht den einmal festgesetzten Begriffen, die wir von den Dingen haben, zuwiderlaufen. Man beurtheile hienach die obige Fabel von Holberg: die Ziegen. Oder

auch die achtundzwanzigste Fabel eben dieses Schriftstellers.

Doch bloße Möglichkeit ist zur Wahrscheinlichkeit noch nicht hinlänglich; man will auch von der Wahl der Personen, und von allem und jedem was ist und geschieht, zulänglichen Grund sehn. Und dann erst, wenn nichts ohne Ursache da ist, wenn Alles in vollkommener Harmonie steht, wenn, wie Batteux sehr wohl sagt, Zeit, Gelegenheit, Ort, Zustand und Charakter der Personen die Handlung hervorgebracht zu haben scheinen; dann erst überlassen wir uns dem Vergnügen der Täuschung, und nehmen willig den Eindruck an, den das Werk auf uns machen sollte. Feinere Fehler wider diese Regel sind in den obigen Fabeln schon da gewesen.

Wenn nun aber in den meisten Fabeln

Thiere, in einigen selbst Bäume u. s. w. reden, wenn sie oft mit menschlicher Geschicklichkeit Anschläge schmieden, wenn sie zuweilen in menschlichen Verbindungen, als Richter, Kläger, Könige erscheinen; sündigen da nicht viele und die meisten Fabeln wider die Wahrscheinlichkeit? — Wir sehen, daß es nur gewisse Voraussetzungen seyn müssen, die dem Dichter nicht erlaubt sind, und daß es andere geben müsse, die ihm sehr wohl erlaubt sind. Wie unterscheiden wir nun diese Voraussetzungen? — So viel sehen wir sogleich, daß alle Freiheiten die sich der Dichter nimmt, nur die innern moralischen Eigenschaften betreffen; die äußerlichen läßt er so wie er sie findet. Was erlauben wir ihm nun in Ansehung dieser moralischen Eigenschaften? Daß er den Thieren die entgegengesetzten

von denen gebe, die wir an ihnen kennen? Durchaus nicht! Er darf uns weder den Fuchs als dumm, noch den Esel als klug, noch den Löwen als zaghaft, noch den Hasen als tapfer zeigen. Wenn er aber Wesen einführt, die eigentlich gar keine moralische Eigenschaften haben; erlauben wir ihm da, daß er ihnen dergleichen gebe? Sehr gern! Nur zeige er uns den Dornbusch nicht als gütig, die Eiche nicht als kriechend und schmeichelhaft; lieber jenen als hämisch, und diese als trotzig, als stolz. Warum aber das? Offenbar, weil die äußern sinnlichen Eigenschaften dieser Dinge gerade auf solche und keine andere moralische führen; weil zwischen beiderlei Eigenschaften eine gewisse Analogie herrscht, deren Vernachlässigung eine Art von Widerspruch seyn würde. Wenn nun aber die eingeführten

Wesen schon gewisse moralische Eigenschaften besitzen, darf der Dichter dann diese Eigenschaften in einem höhern Grade annehmen? Allerdings! Aber nur in keinem höhern, als es sich mit dem ganzen Charakter verträgt. Der Esel hat, wie alle Thiere, ein sinnliches Erkenntnißvermögen: dieses erhöhe man, wenn man will, zur Vernunft; aber, auch mit seiner Vernunft, bleibe der Esel noch Esel.

Das eigentliche Interesse der Fabel liegt, wie wir ausgemacht haben, in der Wahrheit; und die höchste Vollkommenheit der Erdichtung wird also die seyn, die sie als Beispiel zur Wahrheit hat. Wenn nun aber in dieser Absicht zwei Erdichtungen ungefähr gleichen Werth hätten; sollte da nicht die schönere, interessantere Erfindung auch die schönere interessantere Fabel geben? — Wer daran

zweifeln wollte, der vergleiche folgende Stücke, in welchen beiden einerlei Wahrheit gelehrt wird.

Das Gelübde.

Nichts pflegt der Rachbegier an Thorheit
gleich zu seyn.

Ein Mann, der unverhofft sein feistes Kalb ver-
misste,

Schwur, wenn er seinen Dieb nur zu entdecken
wülste,

So wollt' er einen Bock dem Pan zum Opfer
weihn.

Sein Wunsch ward ihm gewährt. Es kam
ein Pantherthier;

Das gafft' und bleckt' ihn an, und droht' ihn
zu verschlingen.

Da seufzt' er; Ich will gern mein Opfer zehn-
fach bringen;

Nur treib, o starker Pan! den nahen Feind von
hier!

Betrogne Sterbliche, wer kennt sein wahres
Wohl,

So oft Gelübd' und Wunsch den Rath der All-
macht störet?

Wenn uns des Himmels Zorn zu unsrer Straß
erhöret,

So lernt man allererst, warum man bitten soll.

HAGEDORN.

Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach
das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus:
man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe,
womit du die Welt gezieret, und meine Eigen-
liebe heisst mich es glauben. Aber sollte gleich-
wohl nicht noch Verschiednes an mir zu bes-
sern seyn? —

Und was meinst du denn, daß an dir zu
bessern sei? Rede; ich nehme Lehre an: sprach
der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde
ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher
und schmächtiger wären; ein langer Schwanen-
hals würde mich nicht verstellen; eine breitere
Brust würde meine Stärke vermehren; und da
du mich doch einmal bestimmt hast, deinen
Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte
mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den
mir der wohlthätige Reuter auflegt.

Gut, versetzte Zevs, gedulde dich einen Augenblick! Zevs, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zevs; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffne Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zevs fort; diesesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zevs warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schauern!

LESSING.

Drittens für das *Verhältniß* der Geschichte zur Wahrheit: die Wahrheit sei

nicht nur überhaupt in der Geschichte enthalten, sondern auch klar und richtig darin enthalten. Diese Regel fließt unmittelbar aus dem Wesen der Fabel; sie betrifft den Zweck zu welchem die ganze Erdichtung da ist. Welche von den folgenden Lichtwehrschen Fabeln ist hienach die schönste?

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hob an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust sich anzubauen.
Ein edler Trieb; denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König;
Dergleichen Nester giebt es wenig.
Kaum stand das Nest, so wards verheert,
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Dafs unser Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es aus gewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher seyn.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche!
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmal davon zu ziehn.

Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt.
Hier lebt er noch, und lebt vergnügt.

Der Fuchs und der Adler.

Es lebt' aus Reinekens Geschlechte
Ein jung' und eitler Abkömmling,
Der oft mit mehrerm Glück als Rechte
Der schnellen Hunde Spur entging.

Da lag er nun vor seinem Loche,
Und lachte bei sich der Gefahr,
Der er noch in vergangner Woche
Durch einen Sprung entronnen war.

Sagt, rief er, Höfe, Wiesen, Ställe,
Ihr Zeugen meiner Tapferkeit!
Wer stiehlt, wie ich? Wer sieht so helle?
Wer läuft so schnell? Wer riecht so weit?

Vertieft in solchen Wunderdingen,
Bemerkt' er eines Adlers Flug,
Wie ihn mit ausgestreckten Schwingen
Das stille Meer der Lüfte trug.

O könnt' ich fliegen, wie die Vögel!
Den Neid, erseufzt er, macht' ich stumm,
Euch aber kahl, ihr Bauerflegel;
Mit Lust gäb' ich ein Ohr darum.

Itzt legt ein Schuß den Adler nieder.
Der Fuchs nimmt es mit Schrecken wahr;
Zu fliegen wünscht er nimmer wieder.

Je höher Stand, je mehr Gefahr.

Liegt dieser Satz wirklich in der Fa-
bel? Oder, mögte ich fragen, liegt irgend
ein

ein Satz in ihr, wie sie da ist? Bei einer andern Bearbeitung hätte vielleicht eine nützliche Wahrheit hineingebracht werden können; diese nemlich: daß man beim aufmerksamen Gebrauch geringerer Vortheile sich besser befinde, als beim nachlässigen Gebrauche der größern.

Damit aber die Wahrheit aus der Geschichte deutlich hervorscheine: so muß man besonders auf die Einheit der Fabel sehen. Und diese Einheit wird durch den Zweck der Fabel, durch die Eine Wahrheit bestimmt. Alles Fremde, nicht Hingehörige muß vermieden werden; alle einzelnen Theile müssen zur Erreichung des Zweckes mitwirken; alle müssen so gestellt und verbunden seyn, daß der wahre Gesichtspunct, aus welchem man die Geschichte ansehen soll, niemals verrückt werde. — Ist die Fabel zusammengesetzt,

so müssen Bild und Gegenbild in der genauesten Übereinstimmung stehen. Vielleicht fehlt diese genaueste Übereinstimmung in folgender kleinen Fabel.

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde in die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. — Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat: ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte. Ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals, und den schon seit acht Tagen.

LESSING.

In die Kritik des Einzelnen wollen wir uns nicht einlassen, um nicht zu weit-

läufig zu werden. Man lese die sämtlichen angeführten Stücke noch einmal, und beantworte sich im Lesen folgende Fragen: Hat der Dichter nie zu weit ausgeholt? nie die Erzählung mit unnützen Umständen erweitert? hat er sie nie mit falschem Schmuck überladen? Hat er überall den kürzesten, treffendsten, eigentlichsten Ausdruck gewählt? Ist seine Sprache nirgend zu kostbar? oder zu niedrig? zu poetisch, oder zu matt? Hat er den Charakter getroffen? Ist er nirgend durch Zweideutigkeiten, oder durch unrichtige Verbindungen, oder durch verwickelte Wortfügungen dunkel geworden? — Am besten thut man, wenn man sich in der Kritik üben will, man nehme den *Lichtwehr* zur Hand.

Statt hier Beispiele von Fehlern zu häufen, die man nur allzuhäufig antrifft,

wollen wir lieber noch eine Auswahl von vortrefflichen Stücken aus unsern besten Fabeldichtern machen.

Der Affe.

*Eis mals ein Affe kam gerant,
Da er viel guoter nuisse fand;
Die het er geessen gerne.
Im was geseit *), der kerne
Wer suestlich unde guot.
Besweret **) was sien tumher muot,
Da er die bitterkeit bevand
Der praetschen ***), und darnach ze hand
Begreiff der schalen hertikeit.
Von nuissen ist mir viel geseit,
Sprach er, das ist mir nit wohl kunt;
Sie hand verhönet ****) mir den mund.
Hin warf er uf derselben vart *****)
Die nuss, der kerne im nit wart.
Demselben Affen sint gelich,
Sie sigent iung, alt, arm, ald *****) rich,*

*) gesagt. **) betrübt. ***) grüne Schalen.

****) verdorben. *****) Weg. *****) oder.

*Die dur *) kurze bitterkeit
Verschmachtet lange suefsigkeit.*

BONERS Fabeln
aus den Zeiten der Minnesinger.

Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune
Wache.

Da kömmt ein Fuchs mit schnellem Schritt,
Und ruft: O krähe, Freund! nun ich dich fröh-
lich mache;

Ich bringe gute Zeitung mit.

Der Thiere Krieg hört auf; man ist der Zwi-
tracht müde.

In unserm Reich ist Ruh und Friede!

Ich selber trag' ihn dir von allen Füchsen an.

O Freund, komm bald herab, dafs ich dich
herzen kann!

Wie guckst du so herum? — Greif, Halt und
Bellart kommen,

Die Hunde, die du kennst; versetzt der alte Hahn;

Und als der Fuchs entläuft: Was, fragt er, ficht
dich an?

*) wegen, um — willen.

Nichts, Bruder! spricht der Fuchs: der Streit
ist abgethan;

Allein ich zweifle noch, ob die es schon ver-
nommen.

HAGEDORN,

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Ge-
dicht,

Zu sehn ob es die Menschen fühlten.

Die Knaben die ihm Thale spielten,

Die spielten fort, und hörten nicht.

Indem liefs sich der Kukuk lustig hören,

Und der erhielt ein freudig Ach!

Die Knaben lachten laut, und machten, ihm zu
Ehren,

Das schöne Kukuk zehnmal nach. —

Hörst du? sprach er zu Philomelen,

Den Herren fall' ich recht ins Ohr.

Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,

Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.

Der Kukuk schrie sein Lied; sie gingen stolz
vorbei.

Nun sang die Meisterinn der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne
In einer sanften Melodei.

Sie fühlten die Gewalt der Lieder:

Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.

Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;

Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.

O! rief die Nachtigall: da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.

Der Ausbruch einer stummen Zähre

Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,

Als dir der laute Beifall bringt.

GELLERT.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles
leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein
Elend zu mindern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe:
Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich
habe dich allzuwehrlos erschaffen. Nun wähle,
wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll.
Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zäh-
nen und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zevs fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset.

Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so störsig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zevs, mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, fürchten sollen.

Müßt' ich das? seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater! wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zevs segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

LESSING.

Die Berathschlagung der Pferde.

Ha! sprach ein junger Hengst: wir Sklaven
sind es werth,

Dafs wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei seyn will? O wie glücklich war
In jener Zeit der Väter Schaar!

Die waren Helden, edel, frei,
Und tapfer. In die Sklaverei
Bog da noch keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald

War ihr geraumer Aufenthalt.
Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie gras'ten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir? —
Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten, wie der
Stier.

Dem schwachen Menschen sind wir Starken un-
terthan;

Dem Menschen! — Brüder! seht es an,
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?

Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn.

Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger, als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn; wir fürchten seine Macht;
Wir führen seinen Krieg, und liefern seine
Schlacht.
Er siegt, und höret Lobgesang;
Die Schlacht indess, die er gewann,
War unser Werk; wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreisset, Brüder, euch der niedern Sklaverei!
Entreisset euch dem Joch, und werdet wieder frei!
Wie leicht ists doch, wenn wir
Nur einig sind! Was meintet Ihr?

Er schwieg. Ein wüthendes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm
bei.

Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Nestor sprach: Wahr ist es, die
Natur

Gab uns die prächtige Gestalt,
Die keiner hat, als wir; auch gab sie uns
Gewalt

In unsern Huf: jedoch aus milder Hand
Bekam der Mensch Verstand.

Wer bauete den Stall, worin wir sicher sind
Vor Tiger und vor Wolf, vor Regen, Frost und
Wind?

Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger
widerstehn,

Wenn wir der Auen Grün mit Jammer sterben
sehn?

Wenn Eis vom Himmel fällt, und alles wüst
und todt

Auf allen Fluren ist? Wer wendet alle Noth
Und allen Kummer dann von unsern Krippen
ab?

Der Mensch, der gute Mensch, den uns der
Himmel gab.

Er streuet Haber aus und ärntet siebenfach;
Er trocknet süßes Gras und bringt es unters
Dach.

Zwar helfen wir dabei; doch thun wir keinen
Schritt

Und keinen Zug umsonst: er macht uns täg-
lich satt

Mit Speisen und Getränk, und wann er Sonn-
tag hat,

So haben wir ihn mit.

Wir dienen ihm; er uns: wir leben mit ein-
ander;

Sind mit einander frei. Der Rappe Bucephal,
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Ale-
xander

Auf seinem Rücken trug, war König in dem
Stall,

Wie jener auf dem Thron. Und kam er in
ein Feld,

Wo Ruhm zu ärnten war, so war er auch ein
Held;

Und beide, Pferd und Mensch, eroberten die
Welt,

Und theilten den Ruhm des Sieges. Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?

Er läg' in tiefe Nacht begraben,
Das edle Thier!

Niemal besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran, und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebst dem der ihr Worthalter war,
Begaben flugs sich wieder nach dem Stalle.

GLEIM.

VIERTES HAUPTSTÜCK.

Von der Idylle.

Die Idylle, haben wir schon gesagt, steht den oben angeführten Dichtungsarten so wenig entgegen, daß sie vielmehr alle mit in sich begreift. Wir haben in ihr beschreibende, lyrische, erzählende, dramatische Stücke. Wenn wir sie also erklären wollen, so müssen wir einen neuen Grund der Eintheilung suchen. Und wie finden wir diesen?

Der deutsche Namen *Hirtengedicht* hilft uns sogleich auf die Spur: denn er zeigt uns, daß es nur ein gewisser Cirkel

von Menschen seyn muß, worauf der Dichter sich einschränkt. Der gesuchte Eintheilungsgrund wird also die *besondere Welt* seyn, woraus der Dichter seine Materie hernimmt, worin allein er die Gegenstände aufsucht, die er beschreiben, die Begebenheiten und Handlungen, die er erzählen, die Empfindungen und Leidenschaften, die er ausdrücken will *).

*) In dem Namenverzeichnisse der verschiedenen Dichtungsarten, das überhaupt sehr mangelhaft ist, findet man keine andere, die der Idylle eigentlich entgegengesetzt wäre. Aber wenn man unsern Eintheilungsgrund auch nicht gebraucht hat, mehrere Gattungen des Gedichts überhaupt anzugeben, so hat man ihn wenigstens angewandt, von andern Gattungen mehrere Unterarten zu bilden. So hat man z. B. das Trauerspiel vom Lustspiele so unterschieden: daß jenes seinen Stoff aus dem Leben der Könige und Helden; dieses den seinigen aus dem Privatleben nimmt. Ob man den Unterschied hiermit richtig bestimmt habe? ist eine andere Frage.

Wird uns denn aber diese besondere Welt des Idyllendichters durch den Namen Hirtengedicht schon bestimmt genug angegeben? Sind wirklich seine Personen nur Hirten? seine Scenen nur Fluren und Wiesen? — Wir finden auch Jäger, die Wälder und Gebirge bewohnen; auch Fischer, die ihren Aufenthalt an Strömen oder dem Gestade des Meers haben. Man sehe hier gleich eine vortreffliche Fischeridylle von unserm *Kleist*:

I r i n .

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn, im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, das ringsum den Strand
Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.

O wie schön
Ist itzt die Gegend! sagt' entzückt

Der

Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt' er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flistert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer! und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt! —
O was für Anmuth haucht anitz
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur! —

Ja, sagt' Irin: sie macht uns froh
Und glücklich! Und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!

Engels Schriften XI.

7



Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O bleib der Tugend immer treu!
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam.
Erheb zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl lieber Schand und Tod,
Eh du in Bosheit willigest!
Ehr', Überfluß, und Pracht, ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil. —
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzimal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah;
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach

Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft:
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft;
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch Eine See auf mich herab. —
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör,
Mit rothen Augen, sahe bald
Aus einer Höhl', im Kraut der See,
Durch seines Hauses gläsern Dach;

Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein,
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag, und Morgen, seyn. —
O Sohn! sei fromm und tugendhaft!
So wirst du glücklich seyn, wie ich;
So bleibt dir die Natur stets schön.

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irens, und sprach: Nein, Vater, nein,
Du stirbst noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See; sie ruderten
Gemach der Heimat wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel

Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Was ist denn aber das, worin alle diese
verschiedenen Menschen, Hirten, Jäger,
Fischer u. s. w. zusammenkommen? Was
macht sie für den Dichter zu Einer Welt;
und was hat diese Welt, das der ganzen
Dichtungsart ihre eigene Farbe, ihren un-
terscheidenden Ton giebt? — Soviel ist
ausgemacht, daß uns der Idyllendichter
nie in Städte und Palläste, sondern in
einfältige Hütten, oder in die freie und
offene Natur führt. Wie also, wenn wir alle
die verschiedenen Personen der Idylle un-
ter dem allgemeinen Namen *Landvolk*
sammelten?

Aber *das* Landvolk das unsere Städte
umgiebt, ist doch auch Landvolk; und wie

verschieden gleichwohl von dem, das die Idylle schildert! Wir werden zu dem Begriffe noch Bestimmungen hinzuthun müssen; und welches sind diese Bestimmungen?

Das Erste, was uns hier einfallen kann, ist wohl dies: daß wir uns bei dem Idyllendichter in einem weit glücklichern Klima, unter einem immer heitern, lachenden Himmel befinden; und dann: daß die Menschen, die hier auftreten, äußerst glückliche, gute und unschuldige Menschen sind. — In der That finden wir diese Merkmaale in den meisten Idyllen; aber finden wir sie denn in allen? und müssen wir sie nothwendig finden?

Daß der Himmel wenigstens nicht immer lachend und heiter sei, sahen wir schon in der obigen Idylle von Kleist; und daß überhaupt das Klima nicht nothwendig das mildeste, die Gegend nicht

durchaus ein Arkadien seyn dürfe: sehen wir aus andern sehr vortrefflichen Stücken bei unserm Gefsner. In seiner Idylle Daphnis schildert er eine Wintergegend.

Die Gegend ist öde: die Heerden ruhen eingeschlossen im wärmenden Stroh; nur selten sieht man den Fußtritt des willigen Stiers, der traurig das Brennholz vor die Hütte führt, das sein Hirt im nahen Hain gefällt hat; die Vögel haben die Gebüsche verlassen: nur die einsame Meise singet ihr Lied; nur der kleine Zaun-
schlüpfer hüpfet umher, und der braune Sperling kömmt freundlich zu der Hütte und picket die hingestreuten Körner. —

Ja, warum sollte es nicht möglich seyn, daß ein Dichter in die rauhesten und unfruchtbarsten Gegenden, in Lappland und Grönland hineinginge, wenn gleich hier die Idylle von ihrem Reize ein Großes verlieren müßte? — Würden wir es denn so fremde finden, wenn das Lied eines

Lappländers von Kleist, statt unter seinen andern Liedern zu stehn, unter seinen Idyllen stände?

Was die Glückseligkeit des äufsern Zustandes betrifft, so finden wir auch da grofse Ausnahmen bei unserm Gefsner. Es sind nicht blofs die süfsen Qualen der Liebe, die seine Personen fühlen; er zeigt sie auch manchen Leiden der Menschheit, den Schmerzen, den Krankheiten, dem Tode unterworfen. Nur ein ganz kleines Beispiel aus der Idylle: Daphnis und Chloe.

Ach unser Vater! Fünf Tage sinds nun, seit er uns beide auf seinem Schoofse hielt und weinte. — Wie er uns auf die Erde stellte, wie er erblasste! Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder! Mir ist übel, sehr übel; und da wankt' er zu seinem Bette; seitdem ist er krank. —

Ja sogar das Elend der Armuth hat

uns dieser Dichter in mehr als einem Stücke, obgleich nicht hülflos, geschildert. Wie z. B. im Daphnis:

Ach! ich Armer! sagte der Mann: ich wäre nicht unglücklich, wenn es dieses Kind nicht wäre, das hier neben mir im Grase spielt. — — Ich wohnte dort auf dem Berg; diesen Frühling standen meine Bäume voll Blüthen, und die Pflanzen meines Gartens wuchsen schön empor; da kam ein Regenguß, und ein Strom von gesammeltem Wasser nahm mir meine Hütte und meine Bäume und meinen Garten weg, und wälzte Schlamm und Felsenstücke hin, wo die Hoffnung meiner Erhaltung blühte. —

Endlich, was den Charakter betrifft: sind die Menschen des Idyllendichters lauter so fromme, unschuldige, wohlthätige Menschen? — Wenn der Tod Abels von Gefsner nichts als Hirtenepopöe ist, so können in dieser Welt auch wilde feindselige Charaktere vorkommen; und

wenn sein Daphnis nichts als Hirtenroman ist, so kann es auch neidische und niederträchtige Seelen darin geben. Denn jenes ist Kain, der seinen Bruder ermordet; und dieses Lamon, der das Glück zweier Liebenden durch seine Verläumdung so gern stören mögte.

Wir erkennen also, daß weder die Glückseligkeit des äußern Zustandes, noch die vollkommne Güte des sittlichen Charakters ein sichres Unterscheidungszeichen dieses Landvolks von dem unsrigen sei. Noch deutlicher würde dieses erhellen, wenn sich ein Landmann in den allervortheilhaftesten Umständen, und von einer höchst edlen, selbst erhabenen Denkart schildern liesse, ohne daß er darum ein Gegenstand für die Idylle wäre. Ein Beispiel von so einer Schilderung müßte erwünscht für uns seyn: denn wir

würden da nicht leicht mehr Gefahr laufen, zufällige Unterschiede für wesentlich anzusehen; die Gegenstände wären einander schon zu nahe gebracht, schon zu übereinstimmend, als daß nicht jede noch übrige Verschiedenheit uns auf den rechten Weg führen sollte. Glücklicher Weise finden wir so einen ländlichen Charakter bei unserm Gellert.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween
Söhne hatte,

Nahm einen Informator an.

Ich, sprach er, und mein Ehegatte,

Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,

Was uns am liebsten ist. Führ' Er sie treulich
an!

Er sieht, es sind zwei muntre Knaben,

Und freilich wird er Mühe haben;

Allein ich will erkenntlich seyn.

Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,

Dies laß' Er sie fein fleißig treiben;

Und präg' Er ihnen ja das Christenthum wohl
ein!

Ich kanns Ihm nicht so recht beschreiben;

Allein Er wird mich wohl verstehn:

Ich mögte sie gern klug und ehrlich sehn;

Dies macht bei aller Welt gelitten,

Und ist vor Gott im Himmel schön,

Erfüll' Er also meine Bitten!

Hier geb' ich Ihm zwei Stübchen ein,

Und was Er braucht, das soll zu Seinen Dien-
sten seyn,

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauer-
knaben,

Als hundert Junker es nicht haben;

Denn zeugt nicht manches schlechte Haus

Oft Kinder mit den größten Gaben?

Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,

Was würden wir für große Männer haben!

Wohl Mancher, der im Krug so gern Mandate
liest,

Trüg' itzt, verdient, als Staatsmann seinen Or-
den;

Wohl Mancher, der, bei einem Bauernzwist,

Versehn mit Kühnheit und mit List,

Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbei. Herr! sprach der
gute Bauer:

Was soll für Seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreißig Thaler.“ — Nein,
Nein! fiel der Alte hitzig ein:
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah so viel, als der Gelehrte krieget,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen Ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Tha-
ler geben,

Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu er-
höhn.

Gesetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch das! Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder
Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden.

Was in dieser Erzählung einem Jeden,
als nicht-idyllenmäsig, auffallen muß,
sind folgende Züge: Der Unterschied meh-
rerer von einander abhängiger Stände; die
fürstlichen Mandate, die uns auf die Idee
von Oberherrschaft und Unterthänigkeit
führen; die städtische Erziehung der Kin-
der durch einen eigenen Lehrer; die Auf-
merksamkeit auf die Kunst des Rechnens,
die man bei dem natürlichsten und ein-
fältigsten Handel durch Tausch so leicht
entbehren konnte; die in mehrere Zimmer
abgetheilte bequemere Wohnung u. s. w.

Alle diese Züge aber lassen sich wieder unter dem Einen Hauptzug befassen: der hier geschilderte Landmann ist Unterthan eines Staats. In dem ursprünglichen freien Stande der Natur fand sich weder eine solche Mannichfaltigkeit und Absonderung der Stände, noch eine solche Verfeinerung der Künste, noch eine solche Erhöhung der Bedürfnisse.

Dieses giebt uns auf einmal den wahren Begriff der Idylle. Es ist ein Gedicht, das uns die Charaktere, Sitten, Begegnisse, Empfindungen, Handlungen solcher gesitteten Menschen schildert, die noch *in keinen Staat* zusammengetreten sind, oder bei denen wir die Verbindung mit der größern Gesellschaft des Staats wenigstens nicht gewahr werden. Jede einzelne Familie hängt noch ganz von sich selbst ab; sie sind noch durch weiter nichts, als

durch nachbärliche Freundschaft, vereinigt.

Nunmehr erhellt auch sogleich, warum wir den Zustand dieser Menschen so äusserst glücklich, ihre Sitten so rein und untadelhaft fanden. Von den allgemeinen Leiden der Natur sind sie nicht frei; aber wohl von allen dem Elende, das erst nach Errichtung der grössern Gesellschaften entstanden ist: von drückenden Auflagen, sklavischen Frohndiensten, übertriebener Arbeit, Sorge und Unmuth wegen ermangelnder Befriedigung hinzugekommener Bedürfnisse. Gewisse Fehler des Charakters: Eifersucht, Untreue in der Liebe, Neid wegen grösserer Vollkommenheit der Seele oder des Körpers, finden hier Statt; aber andre, die erst das mannichfaltigere, mehr verwickelte Interesse in grossen Gesellschaften hervorbringt, finden

den hier keine Gegenstände: Sucht nach bürgerlicher Ehre, Begierde nach großen Reichthümern, Verschwendung, scheinheiliger Betrug, Geist der Verfolgung, Meuterei u. s. f.

Es hat Völker gegeben, die in einem solchen ruhigen und unabhängigen Zustande gelebt haben, und es giebt ihrer auch jetzt noch. Der Dichter hat unter diesen Völkern die Wahl; er zieht aber gemeiniglich die Zeiten des ältesten Griechenlandes oder der Patriarchen vor: theils weil er hier schon Muster vorfindet, die er nachahmen kann; theils weil der Zustand, die Sitten, die Religionsbegriffe dieser alten Völker und Familien so allgemein bekannt sind. Er täuscht uns leichter und sicherer, wenn er sich an Ideen anhängt, die wir schon haben, und vermehrt unser Vergnügen, indem er uns

nicht nur über die Schönheit, sondern auch über die Richtigkeit seiner Schilderung urtheilen läßt. Einen ganz besondern Vortheil gewinnt er noch dadurch, daß er die bekannte heilige Poesie des alten Griechenlandes und der Patriarchen in die seinige mit verweben, ihre Überlieferungen von dem ehemaligen Umgange höherer Wesen mit den Menschen realisiren, ihre Gottheiten, Dämonen, Engel, redend und handelnd mit einführen kann.

Darf sich denn aber der Idyllendichter gar nicht unter solche Völker wagen, die schon wirklich in grössere gesellschaftliche Verbindungen eingetreten sind? Sehr gerne! Wenn er nur keine Völker wählt, die sich von der ersten ursprünglichen Einfalt schon zu weit verloren haben, wenn er nur die Städter und Höflinge von seinen Personen in der gehörigen

Entfernung hält, wenn er nur diese Personen selbst in einer solchen Einfalt und Freiheit vorstellt, daß wir ihre Abhängigkeit vom Staat weder in ihren Sitten, noch in ihrer Lebensart, noch in ihren Umständen gewahr werden. Die Gränze, bis wie weit man hier gehen darf, hat Gessner auch da noch getroffen, wo es scheint daß er sie ganz überschritten habe: in seiner Schweizeridylle. Die freien unschuldigen genügsamen Menschen, die er hier schildert, sind gegen ein andres sklavisches Volk, das sie unterdrücken wollte, wie gegen eine Heerde Wölfe, zusammengetreten; sie haben sich unter ihren Anführern beherzt vertheidigt: und leben nun wieder in einem Zustande, der so glücklich, mit einer so klugen Auswahl der Züge vorgestellt ist, daß wir beinahe das goldene Weltalter darin erneuert fin-

den. Dadurch ist diese Idylle, obgleich die weitläufige Beschreibung einer Schlacht darin vorkömmt, noch immer Idylle. Hingegen die Hirtenlieder eines Ungenannten, die nicht allein im Tone so modern sind, sondern auch eine so vertraute Bekanntschaft mit unserer feinern Welt, mit aller Üppigkeit und allen Lastern der Städte verrathen, sind nur Schilderungen und Empfindungen des Landlebens, keine wirkliche Hirtenlieder. Es mag an Einem Beispiele genug seyn.

Die Natur.

Nicht künstlich ausgelernte Mienen,
Nicht übertünchtes Wangenroth,
Nicht Gold und glänzende Rubinen
Und Haarschmuck liebt der Liebesgott.

Ein Aug', wo sich die Seele malet,
Und Wangen, blühend durch Natur,
Und Schmuck, aus dem die Unschuld strahlet,
Und freie Locken liebt er nur.

Er sitzt auf dem weichen Grase
Bei meiner Schäferinn, und flieht
Und rümpfet seine kleine Nase,
Wenn er die stolze Clara sieht.

F. A. C. W[erthes].

Eben so wenig sind das wahre Hirtenlieder, wenn man sich in die Gestalt eines Idyllendichters gleichsam nur verkleidet, um Gegenstände aus einer ganz andern Welt zu behandeln; sowie das Virgil in seiner ersten Ekloge gethan hat.

Wir haben bis itzt nur die erste der aufgeworfenen Fragen beantwortet: Welches ist die Welt des Idyllendichters? Wir müssen nun auch die zweite beantworten: Was hat diese Welt, das der ganzen Dichtungsart ihre eigene Farbe, ihren unterscheidenden Ton giebt?

Wenn sich ein Dichter einen einzelnen bestimmten Gegenstand zu behandeln vornimmt, so wird er sich vor allen Dingen

fragen: was für eine Wirkung er damit hervorbringen will? Er wird aber keine andere damit hervorbringen wollen, als die er am leichtesten hervorbringen kann, als worauf er selbst durch die Natur des Gegenstandes geführt wird. Und wenn er nun diese gefunden hat, so wird er den Gegenstand so zurichten, wenden, abändern, er wird Bilder, Ausdrücke, kurz den ganzen Ton seiner Schreibart so wählen, wie er es zu dieser Wirkung am dienlichsten glaubt. Alles was dieselbe zu verhindern scheint, oder wenigstens nichts zu ihr beiträgt, wird er wegschneiden; Alles was er ihr gemäß befindet, wird er aussondern, verstärken, mit neuen hinzugedichteten Zügen ergänzen. So aber, wie hier jeder einzelne Dichter mit seinem einzelnen Gegenstande, so auch im Allgemeinen der Idyllendichter mit seiner ganzen Gattung von Gegenständen.

Die Frage wird also folgende seyn: Welche Wirkung kann die Schilderung des Menschen in seinem ersten ursprünglichen Zustande vor allen andern hervorbringen? Ohne Zweifel die, daß sie uns ein angenehmes Gefühl der *Einfalt, Freiheit, und Unschuld*, im Gegensatze der jetzigen Thorheit, Unterjochung und Verderbniß verschaffe. Jede andere Wirkung würde sich durch Schilderung des Menschen in seinem jetzigen Zustande ebenso leicht und leichter erhalten lassen; es würde kein Grund vorhanden seyn, warum der Dichter in einer fremden Welt nach etwas suchte, was er in seiner eignen weit besser gefunden hätte. — Wenn Jupiter beim Homer das Antlitz von Troja weg und auf solche Völker richtet, die von der Milch ihrer Heerden leben, so thut er es, um sich durch den Anblick

dieser einfältigen, ruhigen, schuldlosen Völker wieder zu erquicken; und wenn der jetzige Mensch in jenen erstern Zustand der Menschheit mit seiner Phantasie zurückkehrt, so thut er es, um sein krankes, durch Gefühl der jetzigen Unterdrückung, Eitelkeit und Bosheit erbittertes oder niedergeschlagenes Herz wieder zu stärken und aufzumuntern.

Diese bestimmte Wirkung nun, die sich der Idyllendichter zu erreichen vorsetzen soll: was erfordert sie Alles? — Zuerst: was erfordert sie in Ansehung des physischen und sittlichen Übels, dem der Mensch, auch in dem Zustande der Natur, wie wir gesehen haben, noch unterworfen ist? — Gewiß nicht, daß es der Dichter durchaus verberge, und uns keine andre als reizende Bilder frommer Menschen in ihren glücklichsten Tagen zeige.

Man nähme Gefsnern seinen interessantesten Stoff, wenn man ihm seine armen, unglücklichen, fehlerhaften Menschen nähme. Eben diese geben ihm die Situationen, worin die Güte des unverdorbenen Herzens, die genügsame Einfalt, die uninteressirte Redlichkeit, die ungeschwächte Sympathie, die unbefangene Unschuld am sichtbarsten und rührendsten hervorspringen. Aber das wird der Zweck der Idylle erfordern: daß man die Gemälde des Unglücks, der fehlerhaften, selbst boshaften Charaktere noch immer mäfsige und in milderm Lichte halte; daß man nie die Erbitterung über die sanfte Rührung, den Abscheu über das Wohlgefallen das Übergewicht erhalten lasse. Mit einem Worte: daß man die Unglücksfälle dieser Menschen nur brauche, um das Glückliche ihres Zustandes; ihre Fehler, um die vor-

zügliche Güte ihrer Charaktere besser fühlen zu lassen. — Ein Schäfer, der sich aus Verzweiflung vor der Thüre seiner Grausamen erhenkt, ist, nach dem einstimmigen Urtheile aller Kunstrichter, kein idyllenmäßiger Gegenstand. Wenn man Schauder über die Verzweiflung eines Selbstmörders erwecken will: wie viel wahrscheinlicher kann man das durch Gemälde aus unsrer jetzigen Welt thun!

Aber nun zweitens: in Ansehung der glücklichen Tage, und des Guten in den Charakteren; wie wird sich da der Dichter verhalten müssen? Wird er sie getreu nach der Natur copiren, sie ganz so lassen können, wie er sie entweder in Nachrichten vorfindet oder durch Schlüsse herausbringt? Schon der eingeborne Dichter eines Hirtenvolks würde sich des Vortheils seiner Kunst bedienen, die Natur

zu veredeln, und nur die auserlesenen schönern Züge vor die Phantasie zu bringen. Der Dichter der für cultivirtere Nationen schreibt, wird genöthigt seyn, dieses noch weiter zu treiben; er wird von dem vielen Guten das die höhere Cultur mit sich gebracht hat, oder das wenigstens der gebildete Mensch sich nicht entbrechen kann für gut zu erkennen, etwas in jene Welt mit hinübertragen, es mit jenem Guten, das der erste freie Zustand vor dem unsrigen voraus hatte, verbinden müssen: oder das Gemälde wird für den verfeinerten empfindlichern Menschen, für den er doch arbeitet, zu wenig Anziehendes haben. Unschuld, mit zu wenig Mäßigung und Zurückhaltung der Begierden, Redlichkeit, mit zu wenig Feinheit und Delicatesse der Empfindung, Dienstleistung, mit zu wenig Anmuth der Art wie

sie erzeugt wird, Einfalt, mit zu viel Rohigkeit des Verstandes verbunden u. s. w. wären vielleicht nach der Natur wahrer, aber für den cultivirten Menschen zu wenig einnehmend und reizend. Man wird also erst dann die ganze abgezweckte Wirkung erreichen, wenn man nach einem Ideale arbeitet, oder, welches der Begriff eines Ideals ist, wenn man das was der vorgesetzten Wirkung entspricht, so von allem Fremden absondert, so erhöht und verstärkt, wie die Wirkung am vollständigsten dadurch erreicht werden kann. — Das Ideal aber ist wandelbar, nach der verschiedenen Beschaffenheit derer, auf die man die Wirkung thun will. Zu den Zeiten Theokrits war Manches dem schönen Ideale noch nicht zuwider, was es zu den Zeiten Virgils schon geworden war.

Aber kann man es nun mit dieser Veredelung und Erhöhung der Züge treiben, wie weit man will? Der Maler, der eine Minerva voll Ernstes und Tapferkeit malt, muß sich wohl in Acht nehmen, daß aus dem weiblichen Gesichte kein männliches werde. Eben so muß sich der Idyllendichter hüten, daß er nicht außer den Gränzen seiner Welt herausgehe; daß er Kenntnisse, Sitten, Lebensart, Künste, noch immer dem Zustande seines Volks, auch bei der größten Veredelung, gemäß erhalte. Die Gränzen aber, bis wie weit er gehen darf, lassen sich unmöglich im Allgemeinen bestimmen; der Dichter muß, durch richtiges Gefühl, sich selbst der beste Führer und Erinnerer seyn. — Wenn unglücklicher Weise ein Volk von aller Einfalt und Unschuld sich so weit entfernt hätte, daß es an nichts als an schim-

merndem Witze, erkünstelter Lebensart, raffinirten Sitten, mehr Gefallen fände, so wäre für so ein Volk gar kein Ideal der Idylle mehr möglich. Was bei ihm etwa Idylle hiefse, würde nichts als Hofmaske-
rade seyn, wo Damen und Herren im ländlichen Aufputz erschienen.

Das Ideal, das sich unser Gefsner von der Idylle geschaffen, ist unverbesserlich. Besonders hat man ihm darüber verdiente Lobsprüche gemacht, daß er die Lebensart seiner Personen so viel weniger als ihre Sitten ideälisirt, daß er sie beinahe so gelassen wie er sie in der Natur fand: nur freilich mit kluger Verbergung alles dessen, was widrige Empfindungen des Ekels erwecken könnte. Auch in der Schreibart der Idylle ist er, ohne Zweifel, unter allen Neuern das beste Muster.

Die Regeln für diese Schreibart lassen

sich aus dem bisher Gesagten von selbst erkennen. Sie muß der abgezweckten Wirkung gemäß, überall sanft und ruhig, selbst auch da nicht heftig und rauh seyn, wo man die Personen im Unglück, oder wo man lasterhafte Charaktere schildert. Denn, wie wir ausgemacht haben, so sollen Unglück und Laster hier nur zu Mitteln dienen, um liebenswürdige Eigenschaften und das Glückliche des Zustandes im Ganzen besser ans Licht zu treiben. Wohlgefallen und sanfte Rührung also bleiben immer die Hauptempfindung: und die Hauptempfindung giebt für das Werk den Ton an, den man zwar verschiedentlich abändern, aber nie so ganz verlassen darf, daß man in den entgegengesetzten verfiere.

Ein zweites Haupterforderniß dieser Schreibart ist Einfalt. Und zwar eine

solche Einfalt, die sich nicht allein, wie billig jede gute Schreibart sollte, bloß an die Hauptvorstellungen hält, und sie, ohne Begierde zu schimmern, in den eigentlichsten Ausdrücken, mit den wahrsten Wendungen und in den ungesuchten Bildern vorträgt; sondern die auch Alles ausschließt, was erst eine lange Reihe vereiniger Reflexionen und Bemühungen unter mehr verfeinerten Menschen hervorbringen konnte, in Wissenschaften, Künsten, Lebensart, Sitten, Reden, und Handlungsarten. Statt abstracter Ausdrücke, liebt die Idylle sinnliche Bilder; statt gelehrter Gleichnisse und Anspielungen, nimmt sie allen ihren Schmuck aus der Natur; statt versteckterer Verbindungen und feinerer Verhältnisse unter den Begriffen, giebt sie den Gedanken ihren leichtesten und natürlichsten Zusammenhang;

hang; statt mannichfaltiger Abwechselungen des Ausdrucks, sagt sie das Nehmliche mit den nehmlichen Worten wieder; statt des vorsätzlich Falschen, das bei uns der geübtere Witz dem Wahren alle Augenblicke zusetzt, hält sie sich bloß an das Wahre; statt des Verabredeten, Willkürlichen, Versteckten, das in unsrer Sprache des Umgangs herrscht, ist bei ihr das Gespräch ungesucht, offen, und ohne Umstände.

Ein einfältiger Ausdruck wird naiv, wenn er gesunden richtigen Verstand, edle moralische Gesinnungen, Unschuld, feine und zarte Empfindung, mit einem Worte, wenn er vortreffliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens verräth. Also auch Naivetät wird eine vorzügliche Eigenschaft der Schreibart der Idylle seyn müssen, wie aus dem was wir von dem

idealisirten Charakter der hier auftretenden Personen gesagt haben, sehr leicht erkannt wird.

Die Bestätigung unsers Begriffs von der Idylle, und Beispiele zu den Regeln die wir für ihre Schreibart festgesetzt haben, sehe man in folgenden Stücken, die aus den besten Dichtern, welche unter uns in dieser Gattung gearbeitet haben, entlehnt sind. Beispiele des Kraftlosen, des bloß Einfältigen, Niedrigen, Gemeinen, wovor man sich in dieser Gattung besonders zu hüten hat, finden sich in Graders Idyllen. Wegen versäumter Einfachheit in Gedanken und im Ausdruck, lassen sich über die oben eingerückte Fischeridylle von Kleist einige Kritiken machen.

Mirtil.

Bei stillem Abend hatte Mirtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Ge-

gend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber itzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater, sanft schlummernd am Mondschein, hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt' er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihm hin. Lang' stand er da, sein Blick ruhte unverwandt auf dem Greise; nur blickt' er zuweilen auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du, so sprach er itzt: du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater, wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unsre Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Ästen? Warum ist der Segen auf unsrer Heerde, und auf den Früchten unsers Feldes? Oft, wenn du bei mei-

ner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest; wenn du dann gen Himmel blickest und freudig mich segnest: ach was empfind' ich dann, Vater! Ach, dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingst, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher; da sprachst du: Meine Haare sind unter Freuden grau worden; seid immer gesegnet, Gefilde! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werd' ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Ach, Vater, bester Freund! bald soll ich dich verlieren; trauriger Gedanke! Ach dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmaal streun.

Itzt schwieg er, und sah mit thränendem Aug auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er itzt schluchzend: es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seine

Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! Itzt küßt' er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führt' ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

GESSNER.

Mirtil, Thyrsis.

Mirtil hatte sich, in einer kühlen nächtlichen Stunde, auf einen weit umsehenden Hügel begeben; gesammelte dürre Reiser brannten vor ihm in hellen Flammen, indess daß er einsam, ins Gras gestreckt, mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen besäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber schüchtern sah er sich itzt um, denn es rauschte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrsis. Sei mir willkommen, sprach er: setze dich zum wärmenden Feuer! Wie kömmst du hieher, itzt da die ganze Gegend schlummert?

Thyrsis. Sei mir gegrüßt! Hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht so lange gezaudert, den lodernden Flammen zu folgen, die

im Dunkeln so schön ins Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! itzt, da des Mondes düstrer Schimmer und die einsame Nacht zu ernsten Gesängen uns locket; höre, Mirtil! ich schenke dir eine schöne Lampe, die mein künstlicher Vater aus Erde gebildet hat: eine Schlange mit Flügeln und Füßen, die den Mund weit aufsperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schweif ringelt sie empor bequem zur Handhabe. Dies schenk' ich dir, wenn du mir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singest.

Mirtil. Ich will dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singen, itzt da die Nacht zu ernsten Gesängen lockt. Hier sind dürre Reiser; sieh du indess, daß das wärmende Feuer nicht erlöschet.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! Traurigtöne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einsamen Ufer stand, sehnlich wartend; denn ein Nachen sollte den Daphnis über den Fluß bringen. Lange säumt mein Geliebter, so sprach sie; die Nachtigall schwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange säumt er, doch —

horche! — ich höre ein Plätschern, wie Wellen die wider einen Nachen schlagen. — Kömmst du? Ja! — doch nein! — Wollt ihr mich noch oft betrügen, ihr plätschernden Wellen? O spottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichsten Mädchens! Wo bist du itzt, Geliebter? Beflügelt Ungeduld nicht deine Füße? Wandelst du itzt im Hain dem Ufer zu? O daß kein Dorn die eilenden Füße verletze, und keine schleichende Schlange deine Fersen! Du keusche Göttinn, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, streue von deinem sanften Glanz auf seinen Weg hin! O, wenn du aus dem Nachen steigest, wie will ich dich umarmen! — Aber itzt, gewiß itzt, itzt trügt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O schlaget sanft den Nachen, traget ihn sorgfältig auf eurem Rücken! Ach ihr Nymphen! wenn ihr je geliebt habt, wenn ihr je wißt, was zärtliche Erwartung ist — ich seh ihn, sei mir gegrüßt! — Du antwortest nicht! Götter! — Itzt sank Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! Traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgestürzter Nachen schwamm daher, der Mond beschien die klägliche Geschichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine schauernde Stille herrschte umher. Aber sie erwachte wieder; ein schreckliches Erwachen! Sie saß am Ufer, bebend und sprachlos, und der Mond verbarg sich hinter den Wolken; ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen; itzt schrie sie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringenden Hände auf die Brust, und riß die Locken vom Haupt. Ach Daphnis! Daphnis! O ihr treulosen Wellen! ihr Nymphen! Ach, ich Elende, ich zaudre, ich säume den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben! So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluß.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! Traurigtöne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sorgfältig sie auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! rief sie: ach zögert nicht

meinen Tod! Ach verschlinget mich, Wellen! Aber die Wellen verschlangen sie nicht; sie trugen sie sanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eilandes. Daphnis hatte mit Schwimmen sich ans Eiland gerettet. Wie zärtlich sie ihm in die Arme sank, und ihr Entzücken: o das kann ich nicht singen! Zärtlicher, als wenn die Nachtigall ihrem Gefängniß entflieht, ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich geseufzet; sie fliegt itzt entzückt dem schauern den Gatten zu: sie seufzen und schnäbeln und umschlagen sich mit ihren Flügeln; aber itzt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die stille Nacht durch.

Klaget itzt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! Freude töne itzt vom Hain zurück und vom Ufer. — Und du, gieb mir die Lampe; denn ich habe dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe gesungen.

EBENDERSELBE.

A m y n t .

Sie fliehet fort! Es ist um mich geschehen!
Ein weiter Raum trennt Lalagen von mir.
Dort floh sie hin! Komm Luft, mich anzuwehen!
Du kömmst vielleicht von ihr.

*Der Mai. *)**Wettgesang. Daphnis und Rosalinde.**Daphnis.*

Willkommen, allmächtiger Mai!
Du Schönster im Kreise zwölf seliger Götter,
Gelagert am Himmel auf goldnen Gestirnen!
Du krönest mit Segen das Jahr.
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger Mai!
Du Bester von allen wohlthätigen Göttern,
Die Fluren und Berge und Wälder befruchten!
Du segnest mit Liebe die Welt.
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Ich sah den jungen Mai:
Seiner Blume Silberglocken
Hingen um den Schlaf.
Als er vom Himmel fuhr,
Blühten alle Wipfel;

*) Nach einer neuveränderten Abschrift [1783].

Als er den Boden trat,
Liefs er Violen und Hyacinthen im Fußtritt zu-
rück.

Rosalinde.

Ich sah den jungen Mai:
Blüthe trug der Myrtenzepter
In des Gottes Hand.
Als er vom Himmel fuhr,
Sangen ihm die Lerchen;
Als er zur Erde sank,
Seufzten vor Liebe die Nachtigallen aus allen
Gebüsch.

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger Mai!
Du krönest mit Segen das Jahr.
Dir dampfe von tausend Altären
Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger Mai!
Du segnest mit Liebe die Welt.
Dir schalle von tausend Entzückten
Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Seht, die Traube bricht hervor
Unter jungen Rebenblättern,

Und verkündigt Most.

Dieses machen die fröhlichen Götter,

Bacchus und der Mai.

Muntre Schäfer, laßt uns trinken:

Eine Schale dem Mai, und Eine dem Bacchus
zur Ehre!

Rosalinde.

Seht, der Wiese junges Grün,

Laue Lüfte, Wohlgerüche

Laden uns zum Tanz.

Dieses wollen die fröhlichen Götter,

Amor und der Mai.

Schäferinnen, laßt uns tanzen:

Einen Reihem dem Mai, und Einen dem Amor
zur Ehre!

Daphnis.

Willkommen, allmächtiger Mai!

Dir dampfe von tausend Altären

Des ganzen Erdballs Opferrauch!

Rosalinde.

Willkommen, allgütiger Mai!

Dir schalle von tausend Entzückten

Ein langer lauter Lobgesang!

Daphnis.

Selig preis' ich Rosalinden,

Die sich ihrer Mutter
Sanft vom Herzen wand,
Als der Mai regierte,
Als die Rose die Knospe durchbrach.
Ihre Kindheit hauchte Freude;
Freude düftet ihr Alter dereinst.

Rosalinde.

Selig preist sich Rosalinde,
Die sich ihrem Daphnis
In die Arme warf,
Als der Mai regierte,
Als die Rebe den Ulmbaum umschlang.
Seine Jugend liebt sie zärtlich;
Zärtlich liebt sie sein Alter dereinst.

Daphnis.

Diesen Kranz von Frühlingsblumen
Bring' ich Rosalinden dar!
Mehr als einmal überwunden,
Geb' ich ihn der Siegerinn.

Rosalinde.

Diesen Myrtenkranz der Jungfraun
Nehme Daphnis meinem Haar!
Einmal ewig überwunden,
Geb' ich ohne Reu' ihn hin.

Beide.

Ihr Kinder des Maien, lobsinget dem Mai!
Dir, Verjünger aller Wesen,
Dir danke, was lebet, allmächtiger Mai!
Dir, du Schutzgott unsrer Liebe,
Dir danke, was liebet, allgütiger Mai!
Ihr Kinder des Maien, lobsinget dem Mai!

RAMLER.

Thyrsis.

Umsonst! so klagte Thyrsis seine Qual: für mich umsonst, Ihr gütigen Nymphen, schwebt angenehme Kühlung in diesen Schatten, wo Ihr eure Quellen im wölbenden Gesträuch ausgießet. Ich schmachte, ach wie man an der Sommersonne schmachtet! Unten am kleinen Hügel, auf dem die Hütte der Chloe steht, saß ich, und blies der Echo ein sanftes Liedchen vor. Oben beschattet den Hügel der Baumgarten, den sie wartet und pflanzt, und neben mir plätscherte das Wasser herunter, das ihn durchschlängelt, an dessen blumigem Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Plötzlich hört' ich das Knarren des Riegels, der des Gartens Thüre schließt. Sie trat her-

aus; ein sanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie schön, wie schön war sie! Ein reinliches Körbchen voll glänzender Früchte trug sie an der einen Hand; und schamhaft, auch da wo sie keine Zeugen vermuthet, hielt sie mit der andern das Gewand über den jungen Busen fest: denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblößt haben; aber es schmiegte sich um Hüften und Knie, und flatterte sanftauschend rückwärts in die Luft. So ging sie auf der Höhe des Hügels vorüber. Aber zween Äpfel fielen vom Körbchen, und hüpfen den Hügel herunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätt' Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie von der Erde, und drückt' an meine Lippen sie, und so trug ich sie den Hügel hinauf und gab sie dem Mädchen wieder: aber meine Hand zitterte; ich wollte reden, aber ich seufzte nur. Aber Chloe blickte nieder, sanfte Röthe überhauchte ihre schönen Wangen; sanftlächelnd und röther, schenkte sie die schönen Äpfel mir. Itzt standen wir, ach was ich empfand! schüchtern beide; jetzt ging sie mit sanftem Schritt der Hütte zu. Mein unverwandter Blick sah
ihr

ihr nach! Da sie hineintrat, sah sie zögernd und freundlich noch einmal zurücke; sah ich sie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre geheftet. Jetzt ging ich, Zittern war in meinen Knieen, den Hügel hinunter. — Ach! stehe du mir bei, gütiger Amor! Was ich seither empfinde, wird nie wieder in meinem Busen erlöschen.

GESSNER.

Wenn wir der Beispiele nicht schon zu viel hätten, so würden auch einige Stücke aus Schmidts poetischen Gemälden und Empfindungen, und aus Blums Idyllen, hier einen Platz finden können. Sie würden wenigstens zu den guten, wenn auch nicht zu den besten, gehören.

FÜNFTES HAUPTSTÜCK.

Von dem Lehrgedicht.

Wir haben die beiden Dichtungsarten untersucht, die sich unter die Eintheilungen im zweiten Hauptstück nicht zu bequemen schienen. Wir gehen jetzt die verschiednen Glieder dieser Eintheilungen durch; und da wir an der Fabel schon eine Art *didaktischen* Gedichts haben kennen lernen, so machen wir gleich mit diesem den Anfang.

Der Stoff des didaktischen Gedichts sind, wie schon gesagt, allgemeine Wahrheiten. Man kann, nach dem Beispiel

des *Salomo* oder *Theognis*, einzelne Sätze und Sprüche häufen, die weiter in keiner Verbindung stehn, als daß sie alle zu einerlei Wissenschaft gehören; aber man läuft bei dieser Art des Vortrags Gefahr, den Geist durch das zu viele Einzelne zu ermüden. Sowie, in der epischen und dramatischen Gattung, Eine durchgeführte Handlung dem Geiste mehr und leichtere Beschäftigung und mithin mehr Vergnügen giebt, als eine unzusammenhangende Reihe einzelner Gemälde und Auftritte; ebenso giebt auch, in der didaktischen, Eine ganze Reihe von Wahrheiten mehr und leichtere Beschäftigung und mithin mehr Vergnügen, als eine willkürliche Zusammenhäufung einzelner Sätze und Maximen. Das einmal läuft man gleichsam auf einer sanft abhängenden Fläche fort, wo jeder folgende Schritt

durch den vorhergehenden schon so vorbereitet ist, daß es oft weniger Mühe kostet ihn zu thun, als ihn anzuhalten; das andremal steigt man gleichsam eine sich erhebende Fläche hinan, wo jeder Schritt von neuem die volle Anstrengung des ersten kostet, und man ohne Unterlaß ausruhen muß, um wieder Kraft zu gewinnen.

Die weitere Eintheilung der didaktischen Gedichte, durch nähere Bestimmung des Stoffs, macht sich sehr leicht; aber sie hat in der Theorie zu wenig Einfluß, als daß wir uns hier dabei aufhalten sollten. Wir wollen lieber die ganze Dichtungsart nur im Allgemeinen betrachten; doch immer mit vorzüglicher Rücksicht auf die philosophischen Lehrgedichte, die, in mehr als einer Absicht, von allen die wichtigsten sind.

Die erste Frage die wir hier zu beantworten haben, ist folgende: Wenn der Stoff des Lehrgedichts allgemeine Wahrheiten sind, und wenn die Dichtkunst die Lebhaftigkeit der Vorstellungen zu ihrem höchsten Endzwecke hat; wie kann alsdann das Lehrgedicht wahres Gedicht seyn? — Freilich, wenn die Wahrheiten darin so trocken vorgetragen, die Begriffe so logisch analysirt, die Beweise so Schritt vor Schritt geführt würden, wie in eigentlich wissenschaftlichen Werken; so wäre das der *Lebhaftigkeit* durchaus zuwider. An der Fabel haben wir schon ein Beispiel gesehen, wie man das Allgemeine in lebhafte Vorstellung verwandeln kann: durch Zurückführung nemlich auf einen einzelnen Fall, in dem es klar und anschauend erkannt wird. Ist nun aber der Dichter bloß auf dieses Mittel einge-

Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und
verstellt.

Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen
Zeit,

Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur
Ewigkeit!

Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geister fremder Art in andern Körpern
wohnen;

Der Raum und was er faßt, was Heut und Ge-
stern hat,

Mensch, Engel, Körper, Geist, ist Alles Eine
Stadt.

Du bist ein Bürger auch; sieh selber, wie ge-
ringe!

Und gleichwohl machst du dich zum Mittel-
punct der Dinge?...

Willst du, daß Gott dann selbst die ewigen
Gesetze,

Die er den Welten schrieb, aus Gunst für dich
verletze?

Soll, wenn's ein Dichter wünscht, der zarte Leib
ein Stein;

Ein Fieber, ohne Wuth; Gift, ohne Wirkung
seyn? u. s. w.

HALLER.

Man empfindet sehr bald, daß hier Alles anders ist, als es in einem eigentlich philosophischen Werke seyn würde; aber wie und wodurch ist es anders? — Gleich Anfangs, fühlt man, wird die Aufmerksamkeit in einem sehr hohen Grade erregt; nicht bloß durch das Interesse und die Wichtigkeit der Wahrheiten an sich selbst, sondern auch vorzüglich dadurch, daß hier ein Mann spricht, der wirklich eben itzt von ihnen erwärmt und durchdrungen ist, ein Mann in einer Situation, wo ihm diese Wahrheiten zu seiner eigenen Beruhigung nöthig und wichtig werden. Er denkt sie nun nicht mehr kalt und allgemein, wie der bloße Philosoph sie sich denken würde; er denkt sie sich mit inniger Rührung, mit inniger Anwendung auf seinen eigenen Zustand. Er schafft sich, in dem Bedürfnisse recht

lebhaft von ihnen gerührt zu werden, aus der Vernunft eine Freundin, der er allen den Ernst und die Würde läßt, die den Wahrheiten, und den Umständen worin er dieselben denkt, gemäß sind, der er aber ihre Kälte und Trockenheit nimmt, und ihr einen Ton voll Wärme und Beredtsamkeit giebt. Diese Wärme und Beredtsamkeit aber, woraus entsteht sie? — Zuerst bringen hier die Figuren der Frage, des Ausrufs, der ausgelassenen Verbindungswörter u. s. f. ein großes Leben in die Rede: denn sie unterbrechen nicht nur den ermüdend einförmigen Gang, den eine Folge von lauter directen Sätzen haben würde; sondern, was das Vorzüglichste ist, sie kündigen uns auch den Gemüthszustand des Redenden, die mannichfaltigen Bewegungen an, die in dem Innern seiner Seele vorgehn, und geben

uns also, auſſer der Hauptidee, noch die ganze Menge der ſie modificirenden und verſtärkenden Nebenideen. Die Wahrheit geht dadurch aus dem Verſtande ins Herz über, und wir gerathen mit dem Dichter in alle die verſchiednen Bewegungen und Leidenschaften, von denen er ſelbſt, während der Entwicklung ſeiner Gedanken, ſich durchdrungen fühlte. Ja wir hören gleichſam die verſchiedenen Abänderungen ſeiner Stimme, das Anhalten, Vergeſchwindern, Steigen und Sinken ſeines Tons; ſehen gleichſam das ganze mannichfaltige Gebährdenspiel, womit er den Ausdruck der Sprache, wenn er itzt ſelbſt recitiren ſollte, begleiten würde. — Zweitens liegt ſchon in gewiſſen Ideen eine ihnen eigenthümliche Kraft auf das Gemüth zu wirken, wenn andre dieſe Kraft vorzüglich erſt durch die Art erhalten,

wie der Dichter sie vorträgt. Gesetzt auch,
daß die Zeilen:

Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geister fremder Art in andern Körpern
 wohnen!

Der Raum und was er faßt, was Heut und Ge-
 stern hat,
Mensch, Engel, Körper, Geist, ist Alles Eine
 Stadt;

gesetzt auch, daß sie das Verdienst des
Vortrags nicht hätten, das der Dichter
zur Verstärkung der Wirkung noch hin-
zugethan hat; so würden schon immer
die darin enthaltenen Ideen durch sich
selbst die Aufmerksamkeit der Seele fes-
seln, weil sie vorzüglich viel Gröfse und
Inhalt haben. Millionen von Welten, der
unendliche Raum, die unbegranzte Zeit,
wovon hier mit Fleiß, weil sie so uner-
messlich ist, nur Heute und Gestern ge-
nannt wird, die unbeschreibliche Man-

nichfaltigkeit der Dinge in der Natur, und ihrer aller Harmonie und Verbindung: diese Ideen sind schon durch sich selbst, eben weil sie so groß und so viel befassend sind, lebhaft. — Drittens hat der Dichter die Kunst verstanden, der eigenthümlichen Dürftigkeit seiner allgemeinen Wahrheiten aufzuhelfen: theils, indem er sie in besondern Fällen vorträgt, die der Seele so viel mehr zu denken geben als die bloß allgemeinen Begriffe; theils, indem er seine Ideen mit andern ähnlichen oder contrastirenden in Verbindung bringt, wo wir statt Einer ihrer mehrere denken, wo eine Menge reeller oder verneinender Merkmale, die sonst im Dunkeln würden geblieben seyn, an dem Gegenstande herausgehoben und zur Vorstellung gebracht werden. Er fragt nicht im Allgemeinen: Sollen die Dinge ihre Natur

verlieren, weil gerade ein Mensch hie und da durch die Natur dieser sonst guten und für ihn selbst wohlthätigen Dinge leidet? Er nimmt besondere Fälle, welche die Abgeschmacktheit eines solchen Wunsches weit schneller und unmittelbarer begreifen lassen:

Soll, wenn's ein Dichter wünscht, der zarte Leib
ein Stein,
Ein Fieber, ohne Wuth; Gift, ohne Wirkung
seyn?

Er sagt nicht geradezu: Das was ist und geschieht, ist an sich selbst nicht böse, sondern es erscheint dir nur so; er trägt den Gedanken vermittelt einer Metapher vor, betrachtet den Gram als eine Krankheit der Seele, und findet unter den Krankheiten des Körpers eine ähnliche von ähnlicher Wirkung:

Kurzsichtiger! der Gram hat dein Gesicht vergället,

Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und
verstellt.

Der unvollkommnere Zustand des Menschen in diesem Leben, worauf der vollkommnere des künftigen folgen wird, ist ihm ein Raupenstand: eins der reichsten und der glücklichsten Bilder! und die kurze Dauer dieses Lebens, in Vergleichung mit der Ewigkeit, ist ihm ein Tropfen gegen das Weltmeer: ein ausnehmender Contrast, und eben deswegen von ausnehmender Wirkung! Aber noch einen neuen Vortheil gewinnt der Dichter, indem er die Begriffe einander gegenüberstellt, und aus zwei Sätzen durch die innigste Verbindung nur einen zu machen scheint:

Mach deinen Raupenstand, und einen Tropfen
Zeit,

Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur
Ewigkeit!

Er giebt dem Geiste eine neue Beschäf-

tigung, indem er ihn zur Vergleichung veranlaßt; und zugleich trägt er nun beide Sätze weit kürzer, mit weit weniger Worten vor, als es bei jeder andern Verbindungsart möglich wäre. Man fühlt die große Energie, die der Rede aus diesen beiden Vortheilen zuwächst. — Endlich, die ganze Verbindungsart der Ideen: wie kurz, wie kühn, wie ohne alle ängstliche Methode ist sie! Wie sehr verräth dieser plötzliche Fortgang von Idee zu Idee, diese Verschlingung aller zwischenliegenden und verbindenden Mittelideen, die lebhafteste Rührung des Dichters!

Wenn wir dieses alles zusammennehmen und das Allgemeine daraus abziehen: worauf wird es bei aller Lebhaftigkeit der Vorstellungen ankommen? Wie es scheint, auf den Reichthum derselben, der die Seele die ihn fassen will, in

größere Thätigkeit setzt, und ihrem Triebe nach Ideen volle Beschäftigung giebt. Denn, wie wir gesehen haben, so laufen alle jene Vortheile darauf hinaus: daß der dürftigere allgemeine Begriff in einen vielhaltigen besondern verwandelt; daß der, den wir nur einzeln und nur schwach gedacht haben würden, in Verbindungen gestellt werde, wo wir ihn nicht nur mit mehreren zugleich, sondern auch Mehreres an ihm selbst denken; und endlich, daß der Fortgang der Seele von Gedanken zu Gedanken beschleuniget werde. Die größte Lebhaftigkeit wird also eben da seyn, wo in der kürzesten Zeit die größte Menge von Vorstellungen in der Seele erweckt wird. Damit aber die Seele nur überall auf die Gegenstände *achte*, die man ihr darbeut, muß sie ihren Reichtum von Vorstellungen durch dieselben
in

in der That vermehrt finden; und ein gewisser Grad von Neuheit ist also eine nothwendige vorläufige Bedingung aller Lebhaftigkeit. Ein ganz durchdachter und erschöpfter Begriff ist wie eine Frucht deren innern Kern man verzehrt hat, und von der nun weiter nichts übrig ist als die Schale. Wer unsern Geschmack reizen und unsern Hunger stillen will, muß uns neue Früchte, nicht diese leeren Schalen bieten, die wir mit Verachtung wegwerfen würden.

Das Wichtigste zur Bewirkung der Lebhaftigkeit bleibt immer das: daß man den betrachteten Gegenstand in Verbindung mit den Neigungen des menschlichen Herzens bringe; daß man ihn nicht bloß, als von der und der absoluten Beschaffenheit, sondern vorzüglich auch, als von der und der Beziehung auf menschliches Glück oder

Elend, Vergnügen oder Mißvergnügen, zeige. Es ist unmöglich, durch irgend ein anderes Mittel eine Vorstellung so sehr an innerm Gehalt zu erhöhen, als durch dieses. — Der Lehrdichter besonders lasse uns nicht bloß die Wahrheit, er lasse sie uns in der Seele die sie denkt, erkennen: damit wir die Empfindungen und Bewegungen derselben, wenn wir sie wahr und gegründet finden, zu unsern eigenen machen.

Wem es mißlich scheint, eine Theorie auf die Entwicklung eines einzigen Beispiels zu gründen, der sehe hier noch eine andere sehr vorzügliche Stelle aus einem der trefflichsten Lehrdichter, und untersuche nun selbst, durch was für Mittel die Gedanken poetisch geworden sind. Er wird finden, daß es überall auf den Reichthum der Vorstellungen, und beson-

ders auf Sprache des Herzens, auf Ton
der Empfindung ankömmt.

„Sie *) zwingt — was edler ist, als Kitzelung
der Sinnen —

„Die Parce, die nicht will, den Faden auszu-
spinnen:

„Entdeckt mit Menschenlieb' in Minern Hei-
lungskraft,

„Kocht für den Sterbenden aus Kräutern Le-
benssaft;

„Verjüngt den schwachen Greis, der Jahre Last
zu tragen,

„Gebeut dem kalten Puls, der stockte, fortzu-
schlagen;

„Giebt den der Braut zurück, um den ihr Auge
weint,

„Der Mutter ihren Sohn, dem Freunde seinen
Freund.

*) Die *Vernunft* nemlich; von der die Frage ist:
ob sie für den Menschen mehr Gutes oder Bö-
ses gestiftet? Im Vorhergehenden war von dem
Mißbrauche derselben zur Erfindung üppiger
Wollüste die Rede.

„Wie groß ist nicht die Kunst, die Seuchen
zu verbannen,

„Und in der Lebensuhr die Federn aufzu-
spannen!“

Ja, edel, herrlich, groß! und wenn es dir
gefällt,

Die beste Wissenschaft in einer kranken Welt,
Der ihren Zauberkelch die neuen Lüste reichen,
Die Brut der Üppigkeit und Eltern aller Seuchen!
Schuf diese die Natur? Versteckte sie den Tod
In das was Nothdurft war, in Wasser oder
Brot?

Fließt mit des Rindes Milch Gift in die irdne
Schale,

Wie er aus Trauben strömt in goldene Pokale?
Die Krankheit, weit entfernt von armer Nüch-
ternheit,

Besuchet nur den Tisch der blassen Üppigkeit,
Auf welchen die Natur von allen ihren Schätzen
Zuletzt gezwungen wird die giftigsten zu setzen;
Gezwungen durch Vernunft! Sie, die uns war-
nen soll,

Erstaunlich! die Vernunft reicht uns den Gift-
kelch voll,

Sie gab uns Überfluß und Krankheit zum Ge-
schenke;

Wie billig ist es nicht, daß sie auf Heilung
denke?

Noch rühmt sie sich der Kunst? Ein böser
Charlatan

Macht erst Gesunde krank, damit er heilen kann!

Viel weiser hätte sie gelehrt, den Arzt entbehren,

Den, der itzt sichrer praßt, gelehrt, nicht zu
begehren;

Gelehrt, daß Hunger nur die Speisen würzen
muß,

Der Hunger, bessrer Koch, als Roms Apicius!

Gelehrt, Genügsamkeit sei reich bei Brot und
Wasser,

Und eine ganze Welt zu arm für einen Prasser;

Der Arzt, den die Natur mit eigner Hand ge-
weiht,

Der unbetrüglichste, sei unsre Mäßigkeit.

So lebt das Vieh gesund. Und mögt' er sich
nicht schämen,

Der königliche Mensch, Vernunft vom Vieh zu
nehmen!

Zu lernen, daß sie nur je mehr den Zweck er-
reicht,

Je mehr sie dem Instinct in seiner Einfalt gleicht!
Vom unbesorgten Vieh, vergnügt mit Quell und
Weiden,
Zu lernen, das sei eins: beglückt seyn und be-
scheiden!

„Der Thor erniedrigt sie zur Dienstmagd
für den Bauch;
„Allein der Weise kennt den würdigern Ge-
brauch.
„Er sucht der Dinge Grund, durchschauet alle
Räder,
„Spürt der Bewegung nach und dringt bis an
die Feder;
„Geht der Natur zur Hand, und sieht, mit ihr
vertraut,
„Der großen Schöpfung zu, wie sie zerstört
und baut.
„Sieht, wie sie schöpferisch, des Lenzes Mor-
genstrahlen,
„Das Rosenangesicht Aurorens auszumalen,
„In Gluth den Pinsel taucht; wie sie zum bun-
ten Kreis
„Der Iris, Edelstein aus Thau zu schmelzen
weiß;

„Wie sie den blauen Schlei'r, worin der Erd-
ball schwebet,

„Aus Fäden schwarzer Nacht und lichten Äthers
webet.

„Steigt, voll von Lehrbegier, bald in der Erden
Herz,

„Bald legt er Flügel an und schwingt sich him-
melwärts;

„Geht unerschrocken nach ins Rüsthaus ihrer
Waffen,

„Und sieht sie Hagel, Schnee, Sturm, Blitz und
Donner schaffen;

„Durchschauet dann die Welt, wie Alles voll
gedrängt,

„Geordnet, Glied an Glied, eins an dem an-
dern hängt.

„Sieht, wie im weiten Raum, an unsichtbaren
Seilen,

„In unverrücktem Schwung die Mond' um Son-
nen eilen;

„Folgt dem Planeten nach, und sieht in seinem
Gang

„Den Grund, warum der Tag bald kurz ist und
bald lang;

„Den Grund, warum der Mond, in seinem Wech-
selgange,

„Bald nur die halbe färbt und bald die ganze
Wange;

„Schiefst durchs Unendliche, behorchet, was
nur sie,

„Vernunft, allein vernimmt, der Sphären Har-
monie;

„Sieht ihr zahlloses Heer sich nach Gesetzen
drehen,

„Und in der Irrbahn selbst Kometen richtig
gehen.“

Vortrefflich ist der Geist, der deine Leiter
steigt,

Erhabene Natur! und uns den Schöpfer zeigt!
Der deine Spur verfolgt mit heiligem Erbeben,
Und hier mit Ehrfurcht lernt, vor diesem Schö-
pfer leben!

Doch wenn, was Inbrunst soll, dem eitlen Dä-
dalus

Vermessne Neubegier die Schwingen künsteln
muß;

Wenn er aus Ehrsucht da, wo er Gott suchen
sollte,

Den Namen des Geschöpfs bei Sternen zeich-
nen wollte;

Wenn er mit kalter Brust von allen Weisen gern
Am schärfsten wünscht zu sehn, und sucht nur
einen Stern:

Wie würde Sokrates ihn besse Weisheit lehren,
Zur Kenntniß seiner selbst in sich zurück zu
kehren!

O Blinder! rief er ihm, der du den Himmel
wölbst,

Und kennest jeden Stern; o! kennest du dich
selbst?

Der Wohllaut hört im Zwist des Guten und
des Bösen;

Vermag der auch, in sich den Mißklang aufzu-
lösen?

Der der Natur Gesetz entfaltet; kann der wohl
Erfüllen was er lehrt, und leben wie er soll?

Statt Eintracht, Maafs, und Gang, die Leiden-
schaft zu lehren,

Erforscht er Gang und Maafs und Eintracht in
den Sphären;

Statt dafs er in sich selbst der Lüste Zwiespalt
dämpft,

Entdeckt er, wie der Zwist der Elemente kämpft;
Vergifst, aus Neubegier die Werkstatt durchzu-
schauen

Der bauenden Natur, die Kunst, an sich zu
bauen;

Schwärmt überall umher, und wird — frucht-
loser Fleiß! —

Ein Unglückseliger, ein Thor, der Alles weiß.

„Wer, größer wie Alcid, nicht sterbliche
Geschöpfe,

„Wer die Unsterblichen, die tausend Hyder-
köpfe

„Der wachsenden Begier allmählich niedertrat;

„Gesetze gründete, und auf Gesetz den Staat;

„Geschickt, die Neigungen der Guten und der
Bösen

„Und so in Harmonie den Misklang aufzu-
lösen;

„Wer in ein einzig Joch feindsel'ge Kräfte bog,

„Und allgemeines Wohl aus Zwist der Theile
zog;

„Wer Ordnung, Frieden, Recht und Unschuld
festzusetzen,

„Den Richter waffnete mit Stärk' und mit Ge-
setzen,

„Wer Bürger aus Barbarn, aus Bürgern Brüder
macht: —

„Was immer Rousseau scherzt, der Mann hat
wohl gedacht!“

Ja, mächtige Vernunft! von deiner Schöpfer-
stärke

Ist der erfundne Staat eins deiner größten
Werke.

Doch bleibest du hier stehn? War dies die
Gränze? Nein!

Die du zu Bürgern machst, ach, lehr sie Men-
schen seyn;

Gehorsam, ohne Zwang gebietender Gesetze,

Erhaben ohne Stand, begütert ohne Schätze,

Friedfertig ohne Furcht, treu sonder Eigennutz,

Und sonder Arzt gesund, und ohne Schwert in
Schutz,

Dienstfertig, brüderlich, als Bürger Einer Erden,

Geschöpfe Eines Gotts; lehr sie, vernünftig
werden!

Dies ist dein wahres Amt; dann brauchts, zur
Ruh der Welt,

Der Kette länger nicht, die itzt den Frevel
hält.

Dann wirst du von der Welt auf einmal weg
verbannen

Die Seufzer und den Trotz der Sklaven und
Tyrannen.

Dann wird kein Unterschied des Zwistes Samen
streun ;

Mehr Tugend, mehr Verdienst, wird Rang und
Adel seyn.

Dann herrscht Gerechtigkeit, gesichert vor Be-
trügen ;

Stets wird die Wahrheit voll, zu leicht der Gold-
klump wiegen.

Dann lacht Betrügerei, für die kein Anwald
spricht,

Beim ungerechten Fall verlassner Unschuld nicht.

Die Arglist wird nicht mehr, in feinen Spinn-
geweben

Der Rechte, von dem Blut gefangner Einfalt
leben.

Kein Richter wird dann seyn, der, wie sein
Geiz gewollt,

Gesetze reden lehrt, und Blut verkauft für
Gold ;

Kein Sünder, welcher frech mit ihrer Geißel
spiele,

Wenn Reichthum Strafen trotzt, die nur der
Arme fühlet.

Dann lebt der bes're Mensch froh, sicher, brü-
derlich,

Hat Frieden in sich selbst, und Frieden außer
sich:

Den Frieden, den nicht Furcht, den Bruderliebe
schützt. —

Doch kann das Frieden seyn, was sich auf Miß-
traun stützt?

Des Zwistes Funken glimmt in kalter Asche fort;
Ermüdung schließt den Krieg, und ihn erneut
ein Wort.

Verschlagne Staatskunst weiß ihr Kunstwerk
anzulegen,

Denkt selbst im Frieden Krieg, und spinnt ihn
aus Verträgen;

Und Brunst nach eitlem Ruhm, Geiz, Sucht zu
herrschen, zollt

Mit Freuden Menschenblut für Erde, Ruh, und
Gold.

Da schlägt der Wüthende mit gottentwandten
Blitzen

Nach seiner Brüder Stirn aus donnernden Ge-
schützen.

Den Stahl, den ihm Natur zur Pflugschaar zu-
gewandt,

Verwandelt die Vernunft zum Schwert in seiner
Hand.

Bald, bald erlernet da, nach Blut und Schätzen
dürsten,

Wo Stolz um Kronen ficht, der Sklav von sei-
nem Fürsten.

So viele Leben, ach! grausame Herrschbegier!
Um eine Spanne Land, gepflügt von Einem Stier?
Ach Hochmuth! um ein Wort, vielleicht zu
schnell geredet,

Ach Geiz! um elend Gold die halbe Welt ver-
ödet?

Gebietende Vernunft, wenn du uns herrschen
lehrst,

Fang' in dem Menschen an und herrsche da
zuerst!

D U S C H.

Will man völlig gewiß seyn, ob wir
in dem festgesetzten Begriff die wahre
Grundquelle aller Lebhaftigkeit gefun-
den haben; so untersuche man, ob die
sämmlichen Unterscheidungsmerkmaale
des Gedichts, die im ersten Hauptstück

angegeben worden, wirklich aus dieser Quelle entspringen, und denjenigen der ihrem Ursprunge nachgeht, dahin zurückführen. Die Untersuchung hat so wenig Schwierigkeit, daß sie jeder ohne Anweisung machen kann; nur das Einzige was vom *Sylbenmaße* gesagt worden, mögte einiger Erklärung bedürfen.

Wir haben zuerst herausgebracht, daß das Sylbenmaß dem Ohre schmeichle, ohne weiter zu untersuchen, wie und wodurch dies geschehe. Was kann das aber heißen: dem Ohre schmeicheln? Doch wohl anders nichts, als vermittelt des Gehörs in der Seele selbst angenehme Empfindungen erwecken. Und wie vermag dieses das Sylbenmaß? Was hat es in dieser Absicht vor der ungebundenen Rede für einen Vorzug? — In der ungebundenen Rede sind alle Arten von Füßen so

mannichfaltig durcheinander gemischt, die Verhältnisse der einzelnen Sätze die sich zu Perioden verbinden, sind so ungleich und so verwickelt, die Ruhepunkte sind so verschiedentlich gestellt: daß die Seele, von der gar zu großen Mannichfaltigkeit erdrückt, keine andre als sehr dunkle Vorstellungen von den hier noch beobachteten Verhältnissen und Regeln hat, die einen Haupttheil des prosaischen Wohlklangs machen. Das Sylbenmaß schränkt diese zu große Mannichfaltigkeit ein, und setzt nur einige bestimmtere Regeln, einige vorzüglich schöne und leichte Verhältnisse fest, die von der Seele sogleich klar erkannt werden können. Sind wieder der Regeln zu viel und die Verhältnisse zu verwickelt, so ist das Sylbenmaß so gut als keines, oder vielmehr schlimmer als keines; denn die Seele, die nun
ein-

einmal darauf gebracht ist ein bestimmtes Maß und Verhältniß zu suchen, hat ohne Unterlaß den Verdruß, an Schwierigkeiten zu stoßen und ihre Erwartung getäuscht zu finden. Wiederum erregt ein zu eintöniges Sylbenmaß, das zu wenig Mannichfaltigkeit zuläßt, Langeweile und Ekel. — In der That wird also die Seele durch das Sylbenmaß an ihren Vorstellungen bereichert, selbst indem der zu große lästige Reichthum, den sie nicht zu nutzen wußte, vermindert wird: und eben dies ist der Grund, warum das Sylbenmaß Vergnügen erweckt, zur Aufmerksamkeit reizt, und dem Gedächtniß Erleichterung verschafft.

Die zwei übrigen angegebenen Vortheile des Sylbenmaßes sind auf unsern Begriff von der Lebhaftigkeit noch leichter zurückzubringen. Indem das Sylbenmaß malt, klärt es mehr Bestimmungen

des Gegenstandes auf, die nun zur Vorstellung kommen; und indem es zum Ausdruck der Empfindungen dient, giebt es uns, auſſer der Vorſtellung des Gegenstandes, noch die von dem Zustand der Seele die ihn ſich vorſtellt. — Wie, wenn wir hier auf dem Wege wären, die oben nur angegebene Frage: warum das Sylbenmaſs Empfindung ausdrücke, kurz und befriedigend auszumachen? Die Antwort lag uns, wie das oft der Fall iſt, ohne unſer Wiſſen ganz nahe; denn in der That geſchieht dies nur durch eine Art Malerei: durch eine Nachahmung des Ganges, den die Ideen in der Seele nehmen. So wie bei heftigen Leidenschaften, z. B. im Zorne, die Ideen einen ſehr raschen ungestümen Lauf nehmen; wie bei feierlichen Empfindungen des Groſſen und Erhabnen bei jedem Gedanken verweilt wird,

um ihn erst zu fassen und auszudenken; wie bei zärtlichen lieblichen Empfindungen mit einem mittlern Grade der Geschwindigkeit von Idee zu Idee sanft fortgeschritten wird: so wird auch durch die Beschaffenheit der Füße, durch die Länge oder Kürze der Zeilen und Strophen, durch die Stellung der Einschnitte und den Bau der poetischen Perioden, ein ähnlicher Gang in die Rede gebracht; und die Seele bekömmt das nehmliche der abgezweckten Empfindung zusagende Maß von Geschwindigkeit in die Reihe ihrer Vorstellungen, das sie durch das Ohr in den Tönen findet. Ein weiteres Nachdenken wird hier eine erstaunlich mannichfaltige Übereinstimmung entdecken lehren; obgleich freilich der Ausdruck den das bloße Sylbenmaß giebt, eben wie der musikalische bei Ermangelung eines Textes, noch

immer ziemlich unbestimmt und allgemein bleibt.

Es kann nicht ganz am unrechten Ort scheinen, daß wir hier auf das Sylbenmaß zurückgekommen sind: denn da der Grundstoff des Lehrgedichts nicht eigentlich poetisch, da der Boden, so zu reden, dürre und unfruchtbar ist, und erst durch Cultur und Industrie reizend und ergiebig gemacht wird; so kann diese Dichtungsart in der That das Sylbenmaß, sowie alle andere Hülfsmittel zur Bewirkung größerer Lebhaftigkeit, weniger als andere entbehren.

Aus dem Bishergesagten müssen sich alle Regeln für die Lehrgedichte herleiten lassen: die für die Wahl der Materie, und die für die Behandlung derselben.

Überall nicht zu wählen sind solche Wahrheiten, die ohne ihre trockne Allge-

meinheit gar nicht können gefaßt, ohne die langsame philosophische Methode, die von Merkmaal zu Merkmaal, von Satz zu Satz bedächtig fortschreitet, gar nicht können erörtert und zur Überzeugung gebracht werden. Die Elemente des Euklides, die Wahrheiten der Logik, der Ontologie, der allgemeinen Naturlehre, sind von dieser Art; und *Lucrez* ist also mit Recht getadelt worden, daß er einen zu metaphysischen Stoff genommen hat, bei dem sich sein wirklich dichterisches Genie fast nicht anders, als in Nebensachen und gelegentlichen Ausschweifungen zeigen konnte.

Vorzüglich zu wählen sind die weniger abstracten, vom Sinnlichen weniger entlegenen Wahrheiten, die sowohl in ihrem Innern an Ideen reichhaltiger sind, als auch eher das Leben und die Schön-

heiten annehmen, die der Dichter durch seinen Vortrag hinzuthut. Ein Gegenstand ohne alle natürliche Schönheit verschmäh't die Bemühungen der Kunst; aber wenn schon Reize da sind, so kann die Kunst sie wirksamer und hervorstechender machen. Dies ist der Fall mit den Regeln verschiedner sowohl der nützlichen als der schönen Künste, die daher auch von alten und neuen Lehrdichtern fleißig und mit Erfolg sind bearbeitet worden. Den ersten Rang aber verdienen diejenigen Wahrheiten, die mit jenen Vortheilen noch diesen verbinden, daß ihre Erkenntniß und Ausübung zu unserer höchsten innern Glückseligkeit unentbehrlich ist, und daß sich diese ihre Beziehung auf unsre Glückseligkeit unmittelbar ankündigt. Dies ist der Vorzug der moralischen Wahrheiten aus der Philosophie des Lebens, sowie

auch der großen philosophischen Wahrheiten von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele, u. s. f. — In neuern Zeiten, wo durch die Bemühungen der Weltweisen diese wichtigen Gegenstände in ein so helles Licht gesetzt worden sind, hat man daher eben sie am öftersten bearbeitet, und hat darüber fast ganz die sogenannten Kunstgedichte vernachlässigt, die freilich nie ein so großes und so allgemeines Interesse erwecken. Doch hat diese Vernachlässigung ohne Zweifel noch andre mehr subjective Ursachen; denn die Dichter leben heutigestags in zu weniger Gemeinschaft mit Arbeitern und Künstlern, als daß die Begriffe von den Verrichtungen derselben ihnen hinlänglich geläufig und interessant werden könnten.

Auch das läßt sich hier noch bemerken: daß es rathsamer ist, Materien von

mäßigem Umfang, einzelne Wahrheiten und Betrachtungen, als ganze Theorien und Systeme zu wählen. Wenn auch der Dichter unter der Verschiedenheit der Materien nicht erliegt, worunter so viele der poetischen Behandlung unfähig seyn müssen; so wird er schon unter der zu großen Menge derselben erliegen. Er wird es unmöglich finden, sie alle unter Einen poetischen Gesichtspunct zu sammeln, sie an einem andern als dem systematischen Faden zu reihen, und ihnen sämmtlich die hinlängliche Ausbildung zu geben. Man sieht ein Beispiel an *Lichtwehrs* „Recht der Vernunft,“ das schwerlich einen Leser finden wird, der Geduld hätte es auszulesen. *Dusch* hat die sämmtlichen „Wissenschaften“ besungen; aber er hat sie besungen, ohne sie vortragen zu wollen. Nur hie und da hat er eine wichtige Haupt-

wahrheit, die ganz vorzüglich zu seinem Zweck gehörte: die Wissenschaften als Wohlthäterinnen des menschlichen Geschlechts zu schildern, herausgehoben, und sie als eigentlich didaktischer Dichter behandelt.

Noch eine andere Frage ist: ob es dem Dichter vergönnt sei, statt des Wahren auch Irrthümer, z. B. statt der Leibnizischen Begriffe von Gott und Vorsehung, die Lucrezischen, vorzutragen? — Wenn die Materien für die Ruhe und Glückseligkeit des Menschen wichtig sind, so kann über die moralische Verbindlichkeit wohl keine Frage seyn; aber sollte es außer der moralischen nicht auch eine poetische geben? Mit andern Worten: Sollten nicht, wenn alles Übrige gleich ist, die wahrsten Vorstellungen auch die lebhaftesten seyn? — Ohne Zweifel wird es hier

vorzüglich auf den eigenen Gläuben des Lesers ankommen, oder wenn er selbst die Materie noch nicht durchdacht hat, auf die Dispositionen seines Kopfes, sich mehr für die eine als für die andere Meinung zu erklären. Und da ist es nun schon von selbst entschieden, welche Gedanken von größerer poetischen Wirkung seyn werden: die, gegen welche sein Verstand sich auflehnt? oder die, welchen er willig mit allen seinen Ideen entgegenkömmt, und sich des Lichts, der Stärke, der Würde freut, die der Dichter, ihnen zu geben wufste? Ist besonders die Wahrheit aus dem Verstande ins Herz übergegangen; wird durch den entgegenstehenden Irrthum die Empfindung empört: so handelt der Dichter vollends unweise, wenn er sein Genie an den Irrthum verschwendet. — Im Allgemeinen also läßt sich wenig-

stens das bestimmen: daß der Dichter, schon als Dichter, die bessern, um ihrer einleuchtenden Wahrheit willen allgemeiner anerkannten, und mit mehr Ideen zusammenstimmenden, Grundsätze vorziehen muß, und um desto mehr vorziehen muß, je mehr sie das Herz interessiren. Doch bleibt dabei immer vorausgesetzt: wenn alles Übrige gleich ist.

Hat der Dichter seine Materie wohl gewählt, so kömmt es nun darauf an, daß er sie auch wohl zu bearbeiten wisse. Er wird sie aber um desto besser bearbeiten, je mehr und je interessantere Gedanken, von je mehr Mannichfaltigkeit und je größerm innern Reichthume er daraus hervorzieht; je mehr er alles zu Hohe, Schwere, Gesuchte vermeidet; je anschaulich richtiger er alle Hauptideen untereinander, alle untergeordnete Ideen

mit den Hauptideen zusammenhängt; je mehr er sie so ordnet, wie sie einander die meiste Klarheit, das meiste Gewicht und Leben ertheilen; je mehr er die wesentlichen Theile heraushebt, die unwesentlichen im Schatten hält; je vollständiger, schneller, unfehlbarer, er durch den Ausdruck auf den jedesmaligen Gedanken hinführt; je grössere Richtigkeit er in alle von ihm angegebene Contraste und Ähnlichkeiten bringt; je mehr er Übereinstimmung zwischen dem Gegenstande selbst und der Art und Weise erkennen läßt, wie er davon gerührt wird; je besser er nach dieser Absicht die Wörter, die Bilder, und das Mechanische wählt; in je grössere Harmonie er alle einzelne Töne mit dem Hauptton, oder deutlicher, alle besondere Eindrücke mit dem allgemeinen Eindruck des ganzen Werkes stimmt. — Es

ist unnöthig, die hier zusammengedrängten Regeln für Gedanken, Ausdruck und Verbindung weitläufig darzuthun, da sie sich so äußerst leicht aus dem festgesetzten Begriff der Lebhaftigkeit entwickeln lassen. Man erinnre sich nur immer der beiden Haupterfordernisse derselben: daß die Seele vollauf, und daß sie mit Leichtigkeit soll beschäftigt werden.

Den besten Beweis für die Wahrheit dieser Regeln wird man in dem unangenehmen Eindrücke finden, den die entgegengesetzten Fehler machen. Man versuche, die „Gräber“ von *Creuz*, oder die *Gottschedischen* und *Trillerischen* Gedichte zu lesen: und man wird jene bald wegen der Armuth an Gedanken, des Mangels an allem richtigen Zusammenhange, des unnatürlichen, räthselhaften, oft niedrigen und oft wieder schwül-

stigen Ausdrucks; diese wegen ihrer Kälte, Trockenheit, Platitude und Weitschweifigkeit aus den Händen werfen. — Einzelne Beispiele zu jeder Art von Fehlern aufzusuchen, wäre zu mühsam; man sehe also in folgender Stelle, wo nicht alle, doch die meisten Fehler vereinigt:

Likör und Knaster her! ruft Gasto bei der
Nacht,

Da er, der Tage müd', aus Ampeln Sonnen
macht.

Recht matt von lauter Lust, sucht er sein ganz
Erquicken

Bloß in der Trägheit Arm, nur bloß in seinem
Rücken.

Noch denkt Hetrurien an diesen milden Gast:
Der Saal war seine Welt; das Bette sein Pallast.
Der war der letzte Fürst vom Mediceer Hause.
Er war; denn daß er war, seh ich an Schlaf
und Schmause. —

So nagt kein bitterer Gram die Lebenssehnen ab.
Gott, der ja den Geschmack an guten Speisen
gab;

O, dem ist man hier gut! Nicht, daß Vernunft
und Liebe,

Durch Dankbarkeit gewarnt, zur hohen Ehrfurcht
triebe:

O nein! so läßt sichs erst vollkommen ruhig
seyn.

Reu heuchelt sich doch gern in jede Lästrung ein.
Wenn Freunde, witzig gnug sich nimmer lang
zu kränken,

Bei unsrer Fröhlichkeit auch ihre Lust uns
schenken;

Wenn nach dem reichen Mahl der Karten Zeit-
vertreib,

Und nach Musik und Wein ein angenehmes
Weib,

Zuletzt ein süßer Schlaf sich nimmer lang ver-
weilen,

Die ganze Lebenszeit stets wechselnd einzu-
theilen:

Da kehrt der Gram so gern, wie Wolf bei Lan-
gen ein.

Der Schlaftrunk steter Lust verdrängt die mind-
ste Pein.

Hier wird kein männlich Ach! zum Vater edler
Thränen;

So viel weiß ein Castrat von Töchtern und
von Söhnen.

Wenn das noch ferne Grab dem Eilften Lud-
wig droht,

Lebt jener recht vergnügt, wie Grammont, sich
zu Tod,

Und kann mit größerm Recht, als Sichens Dido,
sagen:

Nun hab' ich recht gelebt! Der Lehnsherr sei-
ner Tagen

Kommt eh nicht, bis er kommt, und schreckt
ihn nicht vorab.

Das Grab wird seine Welt; sonst war die Welt
sein Grab.

Doch heißt das auch gelebt, zum Glück die
Trägheit wählen?

Und quälen die sich nicht, die sich im Bette
quälen?

WITHOFF.

Die oben zusammengefaßten Regeln
ergaben sich aus dem allgemeinen Begriffe
eines Gedichts, und waren also Gesetze,
nicht für den Lehrdichter allein, sondern
über-

überhaupt für den Dichter. Man sehe hier noch einige bestimmtere Anwendungen dieser Regeln, die für den erstern besonders gelten.

Der Lehrdichter kann zu viel Dichter werden: wenn er die philosophischen Begriffe mit den Blumen seiner Kunst nicht bestreut, sondern verdeckt, sie nicht schmückt, sondern verschleiert; wenn er seine Bilder, Gleichnisse, Allegorieen zu viel und mit zu fremden, zu unwesentlichen Zügen ausmalt; wenn er in einem zu gleichförmig angespannten, zu lyrischen oder zu declamatorischen Tone aushält; wenn er zu viele oder zu weitläufige Episoden einstreut, den Zusammenhang der Gedanken zerreißt, und das Interesse theilt, das er auf den Wahrheiten, als seinem Hauptgegenstande, zusammenhalten sollte. Er hüte sich also vor zu lan-

gen und zu räthselhaften Allegorieen, gebrauche die Zieraten seiner Kunst mit Bescheidenheit und mit Weisheit, gebe seinem Ton mannichfaltige Abwechselung, und mache sich, eh er arbeitet, einen allgemeinen Entwurf seines Werks, der ihn überall an ein richtiges Verhältniß zum Ganzen erinnere. Zu sagen, daß ohne öftere und weitläuftige Ausschweifungen die Materie zu trocken seyn würde, das hiesse, den einen Fehler durch den andern rechtfertigen; denn es wäre ein Geständniß, daß er eine unglückliche Wahl getroffen habe.

Der Lehrdichter kann aber auch zu viel Philosoph werden: wenn er der Wissenschaft nicht bloß, was er einzig sollte, die Materie, sondern zugleich die Behandlungsart, und die Sprache abborgt. Das heißt: wenn er deutliche und ausführliche

Begriffe sucht, wo er sich mit klaren und unausführlichen begnügen; erklärt, wo er beschreiben sollte; wenn er sich mit abstracten Wörtern ausdrückt, wo er besser individuelle Namen, Bilder, Metaphern setzte; wenn er, statt des leichten und gefälligen Zusammenhangs, wo eins aus dem andern hervorkömmt, eins dem andern die Hand beut, seine Materien in eine ängstliche Ordnung zwingt, die immer auf logische Eintheilungen hinweist; wenn er, um seinen Beweis zu führen, auf trockne allgemeine Grundsätze zurückgeht, statt daß er die Sache bloß vor den allgemeinen Menschenverstand bringen, und Übereinstimmung und Widerspruch mehr unmittelbar sollte anschauen lassen. — Beweise, die ohne Subtilität und Trockenheit durchaus nicht vorzutragen sind, muß der Dichter gänzlich verwerfen, auch wenn

sie die bündigern und überzeugendern wären; er muß zufrieden seyn, wenn er sich des allgemeinen Wahrheitsgefühls versichert hat, ohne die darin versteckt liegenden Grundsätze einzeln herauswickeln zu wollen; er muß überhaupt weniger aus Begriffen, als durch Erfahrungen, Inductionen, Analogieen, durch auffallende Schilderungen des Guten, Schönen, Übereinstimmenden, oder des Thörichten, Hassenswürdigen, Abgeschmackten, seinen Beweis führen. Auch muß er nie mit der kalten ruhigen Fassung des Untersuchers; er muß mit innrer lebendiger Überzeugung, in einem nachdrücklichen, selbst leidenschaftlichen Tone reden. — *Opitz* widerlegt durch Analogie den Einwurf wider das Daseyn Gottes, der von der Unbegreiflichkeit desselben hergenommen ist:

Ich steh es gerne zu, ja! Aber auch den Thieren
Ists fremde; wie ein Mensch die Städt' und
Land regieren,
Der Sonnen Zier ersehn, die Sterne messen
kann,
Und segeln weit und breit durch eine nasse
Bahn.

Nun dann der Mensch so hoch mit seinen Ga-
ben schwebet
Weit über alles dies, was sonst hier unten lebet;
So muß er denken auch, daß, der ihn so er-
höht,
Ihm weiter noch, als er den Thieren, oben
steht.

Auch *Dusch* beweist durch eine sehr poe-
tische Analogie, daß ein System, welches
auf falsche Grundsätze gebaut ist, in sich
selbst zusammenfalle;

Wie steht Venedig fest, seit grauen Zeiten her,
In Wolken mit der Stirn, und mit dem Fuß
im Meer!
Kann auch ein Königsschloß, gebaut auf fal-
schen Wellen,

Sein tausendjährig Haupt dem Sturm entgegen-
stellen ;

Wenn nicht die weise Kunst zuerst den Grund
geschützt,

Und was das Meer nicht trägt, mit Pfeilern un-
terstützt?

Du aber willst noch mehr als leichten Wogen
trauen,

O Thor! und ein System auf Luft und Mei-
nung bauen?

Eben dieser Dichter beweist durch Induc-
tion, daß die sinnlichen Eindrücke bei
allen Menschen die nehmlichen sind:

Was weiß der Tartar sieht, sieht auch der
Lappe weiß;

Das Feuer macht am Belt und macht am Indus
heiß.

Der Ort verändert nicht die Gleichheit des Ge-
fühles,

Ich sei am Ladoga, ich sei am Strand des Niles.
Kein richtiges Organ empfindet in dem Duft
Der Rosen den Gestank aus einer Todtengruft;
Und kein gesundes Ohr, mögt' es auch zehn-
mal wollen,

Hört im Geräusch des Bachs den Ton des
Donners rollen.

Die sogenannten apagogischen Beweise
sind von einer besonders poetischen Wirkung;
denn sie zeigen in der Gegenmeinung eine Abgeschmacktheit, die Niemand
gerne gedacht haben will. Auch hievon
sehe man ein vortreffliches Beispiel von
dem nehmlichen Dichter:

Der Aberglaube zürnt im Dunkel heil'ger Wetter,
Und schleudert Fluch und Bann auf Denker
mehr, als Spötter.

Doch würde, gleich entbrannt, der Eifrer, der
am Rhein

Dem Clemens widersprach, am Po sein Streiter
seyn.

„Nie, ruft er, darf Vernunft zu prüfen sich er-
kühnen.

„Der Glaub' herrscht unumschränkt; die Magd,
Vernunft, muß dienen.“

So spricht des heil'gen Stuhls furchtsamer Un-
terthan;

Und spricht nicht so der Türk für seinen Al-
koraan?

Wer ohne Prüfung glaubt, gesetzt auch wahre
Lehren;

Ist der nicht blind genug, auf irrige zu schwören?

Haller in seiner „Falschheit menschlicher
Tugenden“ führt lauter sehr dichterische
Beweise, wovon wir hier nur einen der
schönsten zum Beispiele geben:

Wann in Iberien ein ewiges Gelübd
Mit Ketten von Demant ein armes Kind um-
giebt,

Wann die geweihte Braut ihr Schwanenlied
gesungen,

Und die gerühmte Zell die Beute nun ver-
schlungen;

Wie jauchzet nicht das Volk, und ruft was ru-
fen kann:

Das Weib hört auf zu seyn, der Engel fängt
schon an!

Ja stoßt, es ist es werth, in pralende Trom-
peten!

Verbergt der Tempel Wand mit persischen Ta-
peten!

Euch ist ein Glück geschehn, dergleichen nie
geschah;

Die Welt verjüngt sich schon, die güldne Zeit
ist nah!

Gesetzt, daß ungefühlt in ihr die Jugend blühet,
Und nur der Andacht Brand in ihren Adern
glühet;

Daß kein verstohlner Blick in die verlassne
Welt

Mit sehnender Begier zu spät zurücke fällt;
Daß immer die Vernunft der Sinnen Feuer
kühlet,

Und nur ihr eigener Arm die reine Brust befühlet;
Gesetzt, was niemals war, daß Tugend wird
aus Zwang:

Was jauchzt das eitle Volk? Wen rühmt sein
Lobgesang?

Doch wohl, daß List und Geiz des Schöpfers
Zweck verdrungen,

Was er zum Lieben schuf, zur Witwenschaft
gezwungen,

Den vielleicht edlen Stamm, den er ihr zuge-
dacht,

Noch in der Blüth' erstickt und Helden um-
gebracht;

Dafs ein verführtes Kind, in dem erwählten
Orden,

Sich selbst zur Überlast und Andern unnütz
worden?

O Ihr, die die Natur auf bes're Wege weis't;
Was heisst der Himmel dann, wenn er nicht
lieben heisst?

Ist ein Gesetz gerecht, das die Natur verdam-
met?

Und ist der Brand nicht rein, wann sie uns
selbst entflammet?

Was soll der zarte Leib, der Glieder holde
Pracht?

Ist Alles nicht für uns und wir für sie gemacht?
Den Reiz, der Weise zwingt, dem nichts kann
widerstreben,

Der Schönheit ewig Recht; wer hat es ihr ge-
geben?

Des Himmels erst Gebot hat keusche Huld ge-
weiht,

Und seines Zornes Pfand war die Unfrucht-
barkeit.

Sind dann die Tugenden den Tugenden ent-
gegen?

Der alten Kirche Fluch wird, bei der neuen,
Segen?

Alles was bisher entwickelt und vorgeschrieben worden, betraf das Lehrgedicht bloß im Allgemeinen, und ohne Rücksicht auf die Art der Einkleidung betrachtet. Jetzt ist noch die Frage von den hier anwendbaren Formen, und von den möglichen Mischungen dieser Gattung mit andern Dichtungsarten, zu untersuchen.

Dafs der Vortrag der Wahrheiten gesprächweise geschehen könne, erhellet aus der oben angeführten Stelle von *Dusch*, und noch deutlicher aus dem dritten „Versuche“ dieses Dichters „über die Vernunft,“ der von Anfang bis zu Ende *dialogirt* ist. Es ist sichtbar, dafs diese Form, wo sie sich anwenden läßt, dem Vortrage ein großes Leben geben müsse; denn sie bringt bei der Verschiedenheit der Köpfe, die wir hier voraussetzen müssen, die Gedanken überall in Gegensatz,

und giebt der Rede beides mehr Abänderung und mehr Leidenschaftliches. — Noch ein größeres Interesse wird entstehen, wenn die Unterredner ihre Meinungen nicht schon festgesetzt haben, sich nicht bloß ihre schon sonst gemachten Betrachtungen mittheilen, sondern eben itzt, während des Gesprächs, alle ihre Kräfte zur Untersuchung der Wahrheit aufbieten. Indefs ist zur Bewirkung dieses Interesse die dialogische Form nicht durchaus unentbehrlich; es giebt philosophische *Selbstgespräche*, wo ein einziger denkender Geist, es sei der Dichter selbst, oder ein anderer von ihm fingirter Charakter, die Betrachtung vor unsern Augen anfängt und endigt. Man sehe, wenn man Beispiele wünscht, verschiedene Stücke in *Gleims* „Halladat“; oder man denke sich folgenden philosophischen Monolog vollendet:

Eine der schwermuthvollern und zu empfindli-
chen Seelen,
Die, des Guten das sie empfingen, schnelle
Vergesser,
Und Vergrörsrer oder auch gar Erschaffer des
Elends,
Dies nur denken, in dies nur mit grübelndem
Ernst sich vertiefen;
Beor, hatte sich von den Menschen gesondert,
und lebte
In der Einsamkeit. Wie der Freudiggeschäftige
gerne
Mit dem kommenden Tag' aufwacht, so scheucht'
er den Schlummer
Gern um Mitternacht. An der Hütte fernem
Eingang
Nährt' er ein wenig Schimmer, wie Todtenlam-
pen in Gräbern.
Jetzo hatt' er sein Brot gegessen, sein Wasser
getrunken,
Sich zu dem Grübeln gestärkt! — So komm
dahin denn wieder,
Wo du so oft schon warest, hinab, zerrüttete
Seele!
Muß nicht Elend seyn? und müssens nicht Ei-
nige tragen?

Ja, es muß, weil es ist! Und müßtens die Him-
mel nicht tragen;
Lägs nicht auf uns? Denn da muß es seyn; sonst
wärs nicht geworden!
Aber warum? — So oft ich frag', antwortet
mir Keiner,
Weder im Himmel, und weder auf Erden; und
so verschwindet
Mir der Trost, daß es seyn muß! Allein bei
dem wankenden Troste
Darf mein belastetes Herz doch ringen nach
dieser Antwort:
Warum sondert es einige Menschen sich aus?
und faßt sie
Eisern an, und hebet sie hoch aus dem Strom'
und trifft sie
Mit zermalmendem Arm? mich, mit zermal-
mendem Arme?
Ward ich nicht blind geboren? und lebt', ein
Blinder, so lange?
Zwar gab Er dem Auge den Tag, u. s. w.

KLOPSTOCK.

Wenn Beor in diesem Tone fortführe
und den Ausgang aus seinen Zweifeln

fände, so hätten wir die Idee eines sehr dichterisch behandelten Selbstgesprächs; es kömmt ein anderer Unterredner dazwischen, und wir erhalten die Idee eines sehr dichterisch behandelten Dialogs.

Betrachtet man die Stelle noch einmal, oder besser, liest man sie im „Messias“ zu Ende; so erkennt man darin die Möglichkeit einer andern sehr interessanten Einkleidungsart des Lehrgedichts, die wir zwar schon oben an der ersten *Hallerischen* Stelle, welche wir zur Entwicklung des Begriffs der Lebhaftigkeit brauchten, bemerken konnten. *Haller* schilderte hier sich selbst, *Klopstock* schildert den erdichteteten Charakter des Beor, in einer sehr rührenden Situation; beide lassen die allgemeinen Betrachtungen sich eben aus dieser Situation entspinnen, und ertheilen den Wahrheiten

ein ausnehmendes Leben, indem sie solche mit der innigsten individuellen Anwendung denken. Wie, wenn sich diese Mischung der Gattungen, des didaktischen und des beschreibenden oder handelnden Gedichts, noch weiter treiben; wenn sich durch die Reihe von Betrachtungen eine Reihe von Situationen hindurchschlingen liesse, sodaß noch immer das Hauptinteresse nicht sowohl auf die Geschichte als auf die Wahrheiten fiele, und das Gedicht also ein wahres didaktisches bliebe? — Die hier angegebene Idee ist wirklich schon mehrmal ausgeführt; aber vielleicht noch nie so reizend, als in „Musarion oder der Philosophie der Grazien“ von *Wieland*. Die Geschichte selbst bedeutet hier äußerst wenig; sie ist in der That nur die Form, das Vehiculum gleichsam für die Reihe der philosophischen Ideen,

Ideen,

Ideen, die das eigentlich Wesentliche des Werks sind. Einige dieser Ideen legt der Dichter in die Schilderungen der Charaktere, Sitten, und Handlungen selbst, die er in einem halb erzählenden, halb räsonnirenden Tone ausführt; andere trägt er durch den Mund seiner unterredenden Personen, hauptsächlich der Musarion, vor: und Alles zusammen macht am Ende ein völliges, ausführliches System über die Glückseligkeit, mit dichterischen Beweisen und Widerlegungen; ein System, das freilich nicht so ganz richtig gedacht, aber dagegen desto anmuthiger und hinreißender geschrieben ist. Wir müssen uns hier, obgleich ungern, mit der Anführung einiger Stellen begnügen.

Aus dem ersten Buche.

Der großen Wahrheit voll, daßs Alles eitel sei,
Womit der Mensch in seinen Frühlingsjahren,

Die Tugend, und ihr Sohn, der Ruhm,
Und zeigen ihm den edlen Weg der Ehren.
Der neue Herkules sieht sich noch einmal um,
Ob seine Flüchtlinge vielleicht noch wieder-
kehren?

Sie kehren — ach! nicht wieder um;
Er siehts, und faßt den Schluß, der Helden
Zahl zu mehren.

Der Helden Zahl? — Hier steht er an;
Der kühne Vorsatz bleibt in neuen Zweifeln
schweben.

Zwar ist es schön, auf lorbeervoller Bahn
Zum Rang der Göttlichen, die in der Nach-
welt leben,

Zu einem Platz im Sternenplan
Und im Plutarch sich zu erheben;
Schön, sich der trägen Ruh entziehen,
Gefahren suchen, niemals fliehn,
Auf edle Abenteuer ziehn,
Und die gerächte Welt mit Riesenblute färben;
Schön, süß sogar (zum mindesten singet so
Ein Dichter, welcher selbst beim ersten Anlaß
floh),

Süß ists und ehrenvoll, fürs Vaterland zu ster-
ben.

Doch, auch die Weisheit kann Unsterblichkeit
erwerben.

Wie prächtig klingt, den fesselfreien Geist
Im reinen Quell des Lichts von seinen Flecken
waschen;

Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleier
weist

(Nie, oder Göttern nur), entkleidet überraschen;
Der Schöpfung Grundriss übersehn,
Der Sphären mystischen verworrenen Tanz ver-
stehn;

Vermuthungen auf stolze Schlüsse thürmen,
Und Titans Söhnen gleich die Geisterwelt er-
stürmen.

Wie glorreich! Welche Lust! — Nennt immer
den beglückt

Und frei und groß, den Mann, der nie gezittert,
Den der Trompete Ruf zur wilden Schlacht
entzückt,

Der lächelnd sieht was Menschen sonst er-
schüttert,

Und selbst den Tod, der ihn mit Lorbeern
schmückt,

Wie eine Braut an seinen Busen drückt!

Noch größer, glücklicher ist der mit Recht zu
nennen,

Den, von Minervens Schild bedeckt,
Kein nächtliches Phantom, kein Aberglaube
schreckt;

Den Flammen die auf Leinwand brennen,
Und Styx und Acheron nicht blässer machen
können;

Der ohne Furcht Kometen brennen sieht,
Der höh're Geister nicht mit Taschenspiel bemüht,
Und, weil kein Wahn die Augen ihm verbindet,
Stets die Natur sich gleich, stets regelmäfsig
findet....

Um wie viel mehr, als Helden, Weltbezwinger,
Ist der ein Held, ein Halbgott, kaum geringer
Als Jupiter, der tugendhaft zu seyn
Sich kühn entschliesst; dem Lust kein Gut,
und Pein

Kein Übel ist; zu groß, sich zu beklagen,
Zu weise, sich zu freu'n; der jede Leidenschaft
Gefesselt an der Tugend Wagen
Befestigt hat, und im Triumphe führt;
Den alles Gold der Inden nicht verführt;
Den nur sein eigener, kein fremder Beifall rührt:
Kurz, der in Phalaris durchglühtem Stier ver-
därbe,

Eh er ein Diadem in Phrynens Arm erwärbe!...

Aus dem zweiten Buche.

— — Das Schöne kann allein
Der Gegenstand von unsrer Liebe seyn.
Die große Kunst ist nur, vom Stoff es abzu-
scheiden.
Der Weise *fühlt*. Dies bleibt ihm stets gemein
Mit allen andern Erdensöhnen.
Doch diese stürzen sich, vom körperlichen
Schönen
Geblendet, in den Schlamm der Sinnlichkeit
hinein;
Indeß *wir* uns daran, als einem Widerschein,
Des Urbilds Anschauen selbst zu tragen ange-
wöhnen.
Dies ists, was ein Adept in allem Schönen sieht,
Was in der Sonn' ihm strahlt, und in der Rose
blüht.
Der Sinnen Sklave klebt, wie Vögel an der
Stange,
An einem Liljenhals, an einer Rosenwange;
Der Weise sieht und liebt, im Schönen der
Natur,
Vom Unvergänglichen die abgedrückte Spur.
Der Seele Fittig wächst in diesen geist'gen
Strahlen,

Die, aus dem Ursprungsquell des Lichts
Ergossen, die Natur bis an den Rand des
Nichts

Mit fern nachahmenden, nicht eignen, Farben
malen,

Sie wächst, entfaltet sich, wagt immer höhern
Flug,

Und trinkt aus reinern Wollustbächen;

Ihr thut nichts Sterbliches genug,

Ja Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,

Den nur die Quelle stillt. So, meine Freunde,
wird

Was andre Sterblichen, aus Mangel

Der hohen Scheidkunst, gleich der bunten Flieg'
am Angel,

Zu süßem Untergange kirrt;

So wird es für den echten Weisen

Ein Flügelpferd zu überird'schen Reisen.

Auch die Musik, so roh und mangelhaft

Sie unterm Monde bleibt (denn ihrer Zauber-
kraft

Sich recht vollkommen zu belehren,

Muß man, wie Scipio, die Sphären,

Zum wenigsten im Traume, singen hören),

Auch die Musik bezähmt die wilde Leidenschaft,

Verfeinert das Gefühl, und schwellt die See-
 lenflügel;
 Sie stillt den Kummer, heilt die Milzsucht aus
 dem Grund,
 Und wirkt, zumal aus einem schönen Mund,
 Mehr Wunderding' als Salomonis Siegel...

Aus dem dritten Buche.

— „Doch ist vielleicht nichts mächtiger, die
 Seelen

„Zu starken Tugenden zu bilden, unsern Muth

„Zu dieser Festigkeit zu stählen,

„Die großen Übeln trotzt und große Thaten
 thut;

„Als eben dieser Satz, für den Kleanth

„Zum Märtyrer sich trank. Die Herakliden,

„Die Männer, die ihr Vaterland

„Mehr als sich selbst geliebt, die Aristiden,

„Die Phocions, und die Leonidas“ —

Ruhmvolle Namen, gut! (ruft unser Mann) und
 waren

Sie etwa Stoiker? — „Sie waren, Phantias,

„Noch etwas mehr! Sie haben das erfahren,

„Was Zeno speculirt; sie haben es gethan!

„Warum hat Herkules Altäre?

„Der Weg, den Prodikus nicht gehn, nur ma-
len kann,

„Den ging der Held.“ — Und wem gebührt
davon die Ehre,

Als der Natur, die ihn, und wer ihm gleicht,
gebar

Und auferzog, eh eine Stoa war?

Ein Held wird nicht geformt; er wird geboren. —

„So hat, weil der Natur der erste Preis gebührt,

„Ein Plato alles Recht an Phocion verloren?

„Die Kunst vollendet das, was die Natur skiz-
zirt;

„Die Blume, die im Feld sich unbemerkt ver-
liert,

„Wird durch des Gärtners Fleiß zum schön-
sten Kind der Floren.“ —

Gesetzt, spricht Phantias, daß dieses richtig sei;

So ist doch, was von Zahlen und Ideen

Und Dingen, die kein Ohr gehört, kein Aug'
gesehen,

Theophron schwatzt, handgreiflich Träumerei. —

„Und mit den nehmlichen Ideen

„War doch Archytas einst ein wirklich großer
Mann.

„Auch Seelen dieser Art zeugt dann und wann,

„Zwar sparsam, die Natur; man wird zum
Geisterseher

„Geboren, wie zum Held, wie zum Anakreon,

„Wie Zeuxis zum Palet und Philipps Sohn
zum Thron.

„Und in der That, was hebt die Seele höher,

„Was nährt die Tugend mehr? erweitert und
verfeint

„Des Herzens Triebe so, als glänzende Gedanken

„Von unsers Daseyns Zweck? Der Weltbau
ohne Schranken,

„Unendlich Raum und Zeit; die Sonne die
uns scheint,

„Ein Funke nur von einer höhern Sonne;

„Unsterblich unser Geist, Unsterblichen be-
freundt,

„Und, ahmt er Göttern nach, bestimmt zu
Götterwonne!“ —

Bei allen Grazien! (ruft Phantias) Madam
Wird mit der Zeit wohl auch die Sphären sin-
gen hören?

Vor wenig Stunden gab Theophrons Wörter-
kram

Den Stoff zum Spott. — „Der Mann; nicht
seine Lehren!

„Das Wahre nicht, obgleich, nach aller Schwär-
mer Art,

„Mit Unsinn und Chimären wohl gepaart.

„Nur diese trifft der Spott. Doch wir versteigen

„Uns allzuhoch; ich wollte dir nur zeigen,

„Dafs dich dein Vorurtheil für dieses weise
Paar

„Nicht schamroth machen soll. Nichts war

„Natürlicher in deiner schlimmen Lage.

„Der Knospe gleich am kalten Märzentage,

„Schrumpft, wenn des Glückes Sonnenschein

„Sich ihr entzieht, die Seel' in sich hinein.

„Entfiedert, nackt, von Allem ausgeleeret,

„Was sie für wesentlich zu ihrem Wohlseyn
hielt;

„Was Wunder, wenn sich ihr ein Lehrbegriff
empfiehlt,

„Der sie die Kunst, es zu entbehren, lehret?

„Der ihr beweist: was nicht zu ihr gehöret,

„Was sie verlieren kann, sei keinen Seufzer
werth;

„Ja, ihren Unmuth zu betrügen,

„Aus der Entbehrung selbst ein künstliches
Vergnügen

„Ihr statt des wahren schafft? Was ist so an
genehm

„Für den gekränkten Stolz, als ein System,

„Das uns gewöhnt, für Puppenwerk zu achten,

„Was aufgehört, für uns ein Gut zu seyn?

„Was, meinst du, bildete der Mann im Fals
sich ein,

„Der, groß genug, Monarchen zu verachten,

„Von Philipps Sohn nichts bat, als freien Sonnenschein?

„Noch mehr willkommen muß im Falle, den
wir setzen,

„Die Schwärmerei des Platonisten seyn,

„Der das Geheimniß hat, die Freuden zu ersetzen,

„Die Zeno nur entbehren lehrt;

„Der, statt des thierischen verächtlichen Ergötzen

„Der Sinnen, uns mit Götterspeise nährt.

„Wir sehn mit ihm, aus leicht erstiegenen
Höhen,

„Auf diesen Erdenball, als einen Punct, herab;

„Ein Schlag mit seinem Zauberstab

„Heißt Welten um uns her, bei tausenden,
entstehen.

„Sinds gleich nur Welten aus Ideen,

„So baut man sie so herrlich als man will;

„Und steht einmal das Rad der äußern Sinne
still:

„Wer sagt uns, daß wir nicht im Traume
wirklich sehen?

„Ein Traum, der uns zum Gast der Götter
macht,

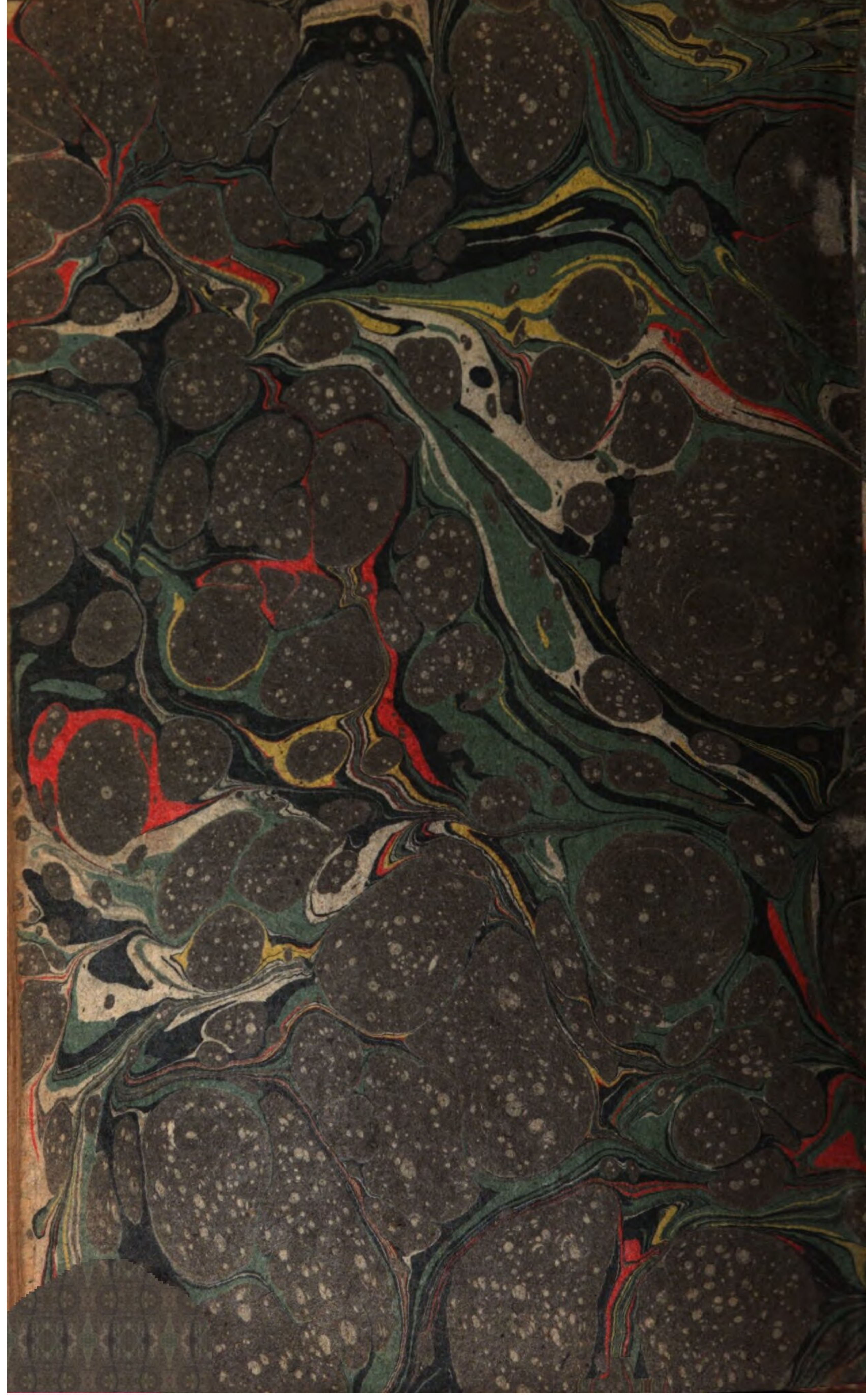
„Hat seinen Werth...“ —

Die größern Erzählungen, die man, nach Art der Fabeldichter, auf die Erkenntniß allgemeiner Wahrheiten anlegt (wie z. B. die *Marmontelschen* sind), gehören nicht mehr zu der didaktischen, sondern zu der handelnden Gattung. Es ist vielleicht unnütz, alle Werke der Dichtkunst ganz genau classificiren zu wollen; wenn man es aber will, so ist dazu kein anderes Mittel, als daß man Acht gebe wo das Hauptinteresse hinfällt. In jenen größern Erzählungen fällt dieses Hauptinteresse nicht mehr, wie in der Fabel, auf die allgemeine Wahrheit, sondern auf die

Entwicklung des Schicksals der Personen, auf die Handlungen, die Begebenheiten. Sie sind also wenig, oder nichts mehr didaktisch, als es jede treue Schilderung menschlicher Charaktere, Sitten und Handlungsarten ist; denn jede solche Schilderung enthält einen Reichthum von Wahrheiten, und ist um desto vortrefflicher, je mehrere derselben und je leichter sie sich daraus abstrahiren lassen.

Wir haben hier nur einige Arten angegeben, wie das Lehrgedicht kann behandelt und mit andern Dichtungsarten verbunden werden. Es sind ihrer gewiss noch mehrere übrig; aber die Kritik muß sich nicht anmaßen wollen, alle Möglichkeiten zu erschöpfen und dem Genie die Hände zu binden.









Engel, Johann Jakob, 1741-1802

J. J. Engel's Schriften

Bd.: 11,1

Berlin [u.a.] 1806

Opp. 459-11,1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603825-1